

Der Kampf um **Abtreibung**

Kriminelle oder Retter



Manfred Siebald



mit Jesus
auf der
Konzertbühne
und im
Hörsaal

Jacqueline Straub



getragen
vom Glauben
auf der
Kanzel und
im Boxring

Chris Pratt



verkündet
Christliches
in Hollywood

Liebe Leserin, lieber Leser,

Jeremia ist ein Mann gewesen, der nicht sehr überzeugt von sich selbst war. So berichtet es die Bibel. Und obwohl Jeremia ein verzagter Typ gewesen sein muss, der von seinen Mitmenschen teilweise verachtet wurde, suchte Gott gerade ihn für eine wichtige Aufgabe aus. In der Bibel wird seine Berufung zum Propheten mit folgenden Worten beschrieben: „Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleibe bereitete, und sonderte dich aus, ehe du von der Mutter geboren wurdest, und bestellte dich zum Propheten für die Völker“ (Jeremia 1,5).



Gott sagt also in dieser rund 2.600 Jahre alten biblischen Quelle, er habe Jeremia bereits gekannt, bevor er im Bauch seiner Mutter gebildet wurde. Und er

will schon in diesem frühesten Stadium einen Plan für das Leben dieses Menschen gemacht haben. Wir dürfen davon ausgehen, dass diese Voraussicht Gottes nicht nur für Jeremia zutrifft, sondern für jeden einzelnen Menschen gilt. Für Gott steht also der Beginn des Lebens fest: „Schon ehe ich dich im Mutterleibe bereitete.“ Viele sehen das heute anders. Nicht nur Mediziner, Wissenschaftler und Politiker, auch Kirchenleute sind in der Frage, wann menschliches Leben beginnt, gespalten. Für die einen beginnt das Leben mit der Verschmelzung von Eizelle und Spermium, für andere nach ein paar Wochen, wieder andere setzen den Beginn des Lebens dann an, wenn das Kind im Bauch Dinge wahrnehmen kann. Entsprechend weit gehen auch die Vorstellungen auseinander, ob überhaupt oder bis wann Kinder abgetrieben werden können.

Schwangerschaften abzubrechen ist in Deutschland verboten, wenn auch unter bestimmten Bedingungen straffrei. Mehr noch: Es ist auch verboten, für Schwangerschaftsabbrüche zu werben. Warum diese Diskussion wichtig ist, und warum der Paragraf, der Werbung für Abtreibungen verbietet, bleiben sollte, beschreiben Nicolai Franz und Stefanie Ramsperger in der Titelgeschichte dieser Ausgabe von pro (S. 6).

Empfehlen möchte ich Ihnen auch die Reportage von Jonathan Steinert, der nach Armenien gereist ist und aus dem Land im Kaukasus berichtet, dessen Menschenrechtslage bis heute schwierig ist (S. 26). Martin Jockel hat einen Nigerianer getroffen, der als Pastor einer dortigen Gemeinde die zunehmend schwierige Lage in Nigeria hautnah erlebt hat. Den Konflikt, den viele Aspekte, wie die wirtschaftliche Lage, anheizen, sieht er dennoch als rein religiöse Auseinandersetzung: Muslime gegen Christen. Seine Erlebnisse sind beeindruckend und zugleich bedrückend (S. 34).

Ich wünsche Ihnen eine informative Lektüre dieser Ausgabe von pro.

Christoph Irion

Ihr Christoph Irion



10



46

Kurzmeldungen	4
Leserbriefe	33

POLITIK

Titel

Frauen in Not, Lebensschutz in Gefahr Kämpfer fürs Leben	6
--	---

„... dann wäre ich jetzt weg“ Tücken beim Kirchenasyl	10
Europa: Haus der Christenheit Eine Kolumne von Wolfram Weimer	14

MEDIEN

Journalist und Christ – geht das überhaupt? Ein Impuls von Michael Voß	15
„Lerne zu beten! Es ist gut für deine Seele!“ Hollywood-Star Chris Pratt verkündet den Glauben	16
Priesterin in spe Jacqueline Straub kämpft für ihren Traumjob	18

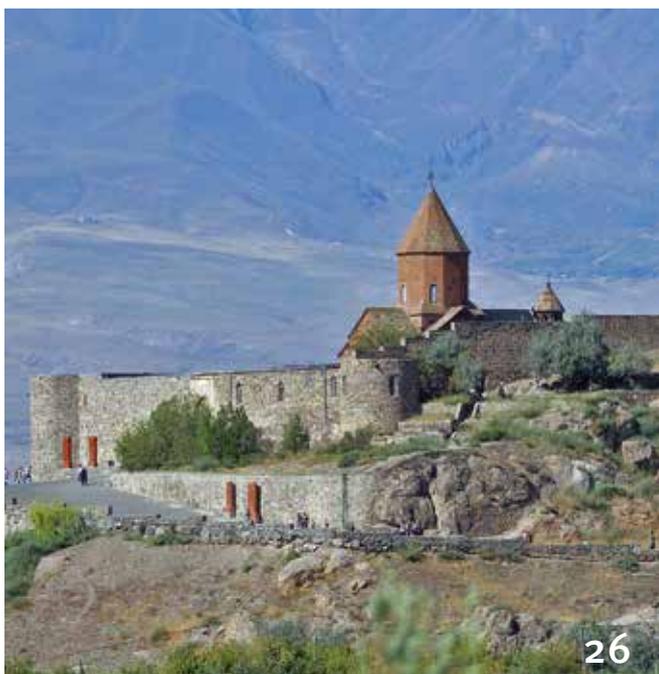
pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



GESELLSCHAFT

American Football brachte ihn zum Glauben	
Pastor und Coach: Nils Müller	20
Gut beraten in der Krise	
Wer hilft, wenn Ehen vor dem Aus stehen	22
Im Schatten des Ararat	
Eine Reise durch Armenien	26
Zwischen Glaubensbekenntnis und roher Gewalt	
Bernd Finke ist Botschafter von El Salvador	30
Der Prinz, der lieber Pastor sein will	
Hassan Dicks und der Konflikt zwischen Muslimen und Christen	34
Mit Gott in den Krieg ziehen	
Vor 100 Jahren endete der Erste Weltkrieg – und die unrühmliche Rolle der Kirche	38

PÄDAGOGIK

Überforderte Eltern: Beratung ohne Patentrezept	
Wer bei Erziehungsproblemen unterstützt	42

KULTUR

Da verließen sie ihn ...	
Eine Kolumne von Bestseller-Autor Bastian Sick	45
„Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein“	
Der Musiker Martin Pepper im Interview	46
Der Balancekünstler	
Manfred Siebald wird 70 Jahre alt	48
Glaube, Hoffnung, Naivität	
Der Künstler Jonnes über seine Berufung	52
Musik, Bücher und mehr	
Neuerscheinungen kurz rezensiert	54

IMPRESSUM



christlicher
medienverbund
kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzender Michael Voß | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Martina Blatt, Dr. Johannes Blöcher-Weil, Nicolai Franz,
Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Michael Müller, Stefanie
Ramsperger (Redaktionsleitung), Norbert Schäfer, Jörn Schumacher,
Jonathan Steinert, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG DruckMedien, Geldern
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto Arman Zhenikev, lightstock

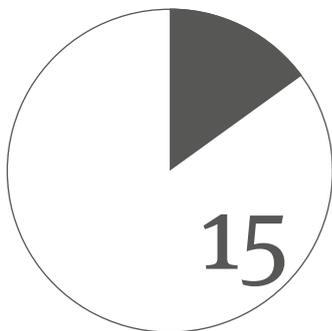
EKD-Fonds für innovative Medienprojekte

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) wird innovative evangelikale Medienprojekte finanziell fördern. Dafür stellt sie Bewerbern noch in diesem Jahr 42.000 Euro in einem Medienfonds bereit. Für das Jahr 2019 will die EKD weitere 72.000 Euro investieren, ab 2020 sollen es dann jährlich 132.000 Euro für neue, digitale Medienprojekte sowie zur Unterstützung bereits etablierter evangelisch-evangelikaler Medienprodukte sein. Mit der Verwaltung des Fonds hat die EKD das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) betraut. Über die Bewilligung der Projekte entscheidet ein Fachausschuss, der vom GEP-Aufsichtsrat eingesetzt wird. Dem Vergabeausschuss gehören unter anderen Michael Diener, Präses des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, Friedrich Schneider, Pastor im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland, sowie Irmgard Schwaetzer, Präses der Synode der EKD, an. | **NORBERT SCHÄFER**



Foto: Antje Römer, Gnadauer Verband; pro

EKD-Ratsmitglied Michael Diener (links) erkennt in dem EKD-Medienfonds eine „große Ermutigung für viele Medienverantwortliche“. Christoph Irion, Geschäftsführer des Christlichen Medienverbundes KEP, begrüßt eine Förderung für „attraktive Medienprodukte“ aus dem großen EKD-Topf.



15 **prozent**

der Deutschen sind der Meinung, dass beim Einsatz von Künstlicher Intelligenz (KI) die Vorteile überwiegen. Das zeigt eine repräsentative Befragung von 2.000 Menschen des Meinungsforschungsinstituts YouGov. Für die Mehrheit der Bevölkerung (45 Prozent) sind Nutzen und Risiko von KI gleich groß. 26 Prozent denken, dass die Gefahren der KI größer sind als der Nutzen. Die Befragung trennt zwischen verschiedenen Altersklassen. Dabei kam heraus, dass 18- bis 36-Jährige tendenziell mehr Vertrauen in die neue Technik haben (18 Prozent) als 54- bis 72-Jährige (13 Prozent). Auf die Frage nach möglichen Einsatzbereichen lehnt die Mehrheit KI besonders bei der Bewertung von Menschen ab. 77 Prozent wollen nicht, dass Vorstellungsgespräche von Robotern durchgeführt werden, und 73 Prozent lehnen auch die maschinelle Auswahl von Bewerbern ab. Auch KI für Waffensysteme lehnen 71 Prozent der Bevölkerung ab. 52 Prozent der Deutschen sprechen sich gegen selbstfahrende Autos aus. Eine mehrheitliche Zustimmung findet der Einsatz von KI bei der Berichterstattung über Fußballspiele (45 Prozent) oder Aktienkurse (49 Prozent). | **TOBIAS SCHNEIDER**

Drei Fragen an ...

Guido Falkenberg. Der leitende Programmierer bei der Software AG in Darmstadt ist einer der Initiatoren der Konferenz „Gott@Digital“. Der Informatiker liebt digitale Technologien und möchte Christen dafür sensibilisieren, wie mittels Digitalisierung Menschen mit dem Evangelium erreicht werden können.

pro: Wie können sich christliche Kirchen und Gemeinden die Digitalisierung nutzbar machen?

Guido Falkenberg: Digitalisierung sollte überall dort in den Gemeinden eingesetzt werden, wo man die Sichtbarkeit und Erreichbarkeit erhöhen, die Kommunikation fördern, den Verwaltungsaufwand reduzieren oder seine Zielgruppen besser erreichen will. Gerade die junge Generation, die digitale Medien sehr stark nutzt, kann man mit verständlichen und attraktiven Angeboten erreichen. Digitalisierung muss aber auch den Alten dienen. Das kann durch unterschiedliche Angebote geschehen, zum Beispiel durch Livestreams von Gottesdiensten oder die Organisation von Mitfahrgelegenheiten, Einkäufen und Besuchen.

Wo liegen die Gefahren der Digitalisierung?

Eine Gefahr besteht darin, die Digitalisierung als Selbstzweck zu sehen. Sie kann unbegrenzt und unkontrolliert auch zu Suchtverhalten führen. Vor dem Hintergrund des christlichen Menschenbildes ist es auch kritisch zu sehen, wenn Digitalisierung zur Kontrolle und zur Überwachung von Menschen herangezogen werden soll. Es muss klar sein, welche Werte mit der Technik vermittelt werden. Als Christen sollen wir Menschen dienen, nicht kontrollieren. Das ist eine klare biblische Botschaft. Daran müssen sich digitale christliche Projekte messen lassen.

Wie geht es weiter mit Gott@Digital?

Wir haben eine Gott@Digital-Facebook-Seite und -Gruppe eingerichtet, um ein Netzwerk zwischen hauptberuflichen und ehrenamtlichen Programmierern, Kirchen- und Gemeindeverantwortlichen sowie Investoren aufzubauen und den Austausch zu fördern. Des Weiteren planen wir auch eine zweite Konferenz 2019. Weitere Ideen darüber hinaus sind noch in der Diskussion. Wir sind dabei, mit anderen Initiativen und Experten Kontakt aufzunehmen, um darüber zu sprechen, wie man eine Software-Entwicklerveranstaltung (Hackathon) organisieren oder gezielter Digitalprojekte fördern kann.

Vielen Dank für das Gespräch!

| DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER



Foto: pro/Norbert Schäfer

Guido Falkenberg möchte digitale Projekte mit christlichem Fokus im deutschsprachigen Raum bekannt machen.

Gefahren im Netz: Sex, Missbrauch, Extremismus

Im Jahr 2017 sind bei Jugendschutz.net zehnmal so viele Meldungen über Darstellungen sexueller Ausbeutung von Kindern im Internet eingegangen wie im Vorjahr. Auch islamistische und sonstige extremistische Angebote gefährden Kinder und Jugendliche im Internet. Laut dem Jahresbericht des Kompetenzzentrums von Bund und Ländern überprüften die Experten im vergangenen Jahr über 100.000 Angebote im Netz. Rund 7.500 Verstöße gegen den Jugendmedienschutz wurden dabei festgestellt. In 80 Prozent aller Fälle seien sie schnell gelöscht worden. Laut dem Leiter der Organisation, Friedemann Schindler, ist das ein Fortschritt. Die Gründe dafür, dass große Unternehmen wie Google oder Facebook heute schneller auf Meldungen problematischer Inhalte reagieren, sieht er einerseits im Netzwerkdurchsetzungsgesetz, das Betreiber dazu verpflichtet, fragliche Inhalte zu prüfen und innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens zu löschen. Andererseits habe eine intensivere öffentliche Debatte über Hassbotschaften dazu geführt, dass Soziale Netzwerke heute sensibler mit problematischen Inhalten umgehen. | ANNA LUTZ



Foto: Fotolia/Artur Marciniak

Extremistische Angebote gefährden Kinder und Jugendliche im Internet.

Frauen in Not, Lebensschutz in Gefahr

Werbung für Abtreibungen ist verboten. Ein breites Bündnis fordert daher die Abschaffung des Paragraphen 219a im Strafgesetzbuch. Doch das ist erst der Anfang. Ein mühsam errungener Kompromiss ist in Gefahr. | VON NICOLAI FRANZ UND STEFANIE RAMSPERGER

Eigentlich sollte Kristina Hänel an diesem 6. September nicht im gemütlichen Ledersessel in ihrer Arztpraxis sitzen, sondern auf der Anklagebank des Gießener Landgerichts. Im November 2017 wurde sie zu einer Strafe von 6.000 Euro verurteilt, weil sie auf ihrer Internetseite unter ihren Leistungen auch „Schwangerschaftsabbrüche“ angegeben hat. Das Gericht wertete das als Verstoß gegen Paragraph 219a Strafgesetzbuch. Darin steht, dass niemand für Abtreibungen werben darf. Hänel ging in Berufung, doch der Termin wurde in den Oktober verschoben.

Seit ihrer Verurteilung kann sie sich vor Medienanfragen kaum retten. Selbst die New York Times berichtete über die Gießener Ärztin, die mittlerweile eine der bekanntesten Medizinerinnen des Landes sein dürfte. Hänel hat kein Verständnis dafür, dass die reine Information, dass sie in ihrer Praxis für Allgemeinmedizin auch Schwangerschaftsabbrüche anbietet, Werbung sein soll. Dabei ist sie bereits 2008 angeklagt worden, das Verfahren wurde damals wegen eines „Verbotsirrtums“ eingestellt. Damals war ihr nicht bewusst, dass die Information auf ihrer Seite rechtswidrig war. Heute weiß sie es – und widersetzt sich trotzdem. Hänel kämpft für die Abschaffung des Paragraphen. Frauen in Not hätten ein Recht auf Information: „Ich werbe nicht, ich kläre nur auf.“ Die freundliche Frau spricht ruhig, hat eine weiche Stimme, klingt fürsorglich. Wie eine Aktivistin wirkt sie nicht. Doch notfalls will Hänel bis vor das Bundesverfassungsgericht ziehen.

Angezeigt hat Hänel ein 27-jähriger Mathematikstudent aus Kleve. „Markus Krause“ nennt er sich in Interviews, eigentlich heißt er anders. Die Anzeigen bezeichnet er als sein „Hobby“. „Wenn jemand überhaupt für mich geworben hat, dann war er es“, sagt Hänel. Krause ist einer von nur zwei Männern in Deutschland, die Ärzte wegen Verstößen gegen Paragraph 219a regelmäßig anzeigen. Der andere heißt Klaus Günther Annen und betreibt die Webseite „www.babycaust.de“. Auf der Internetseite zeigt er Bilder zerstückelter Embryonen und vergleicht Schwangerschaftsabbrüche mit dem Holocaust. Mit der Presse spricht er eigentlich nicht, aber bei einem christlichen Medium macht er eine Ausnahme. Im Gespräch wirkt er nicht wie ein Hassprediger. Dass er mit seiner schockierenden Internetseite aber eher abschrecken dürfte, als dass er Frauen hilft, will Annen nicht einsehen. „Sollen sie etwa ein gutes Gewissen haben, wenn sie abgetrieben haben?“

Schon Hunderte Ärzte hat Annen wegen Verstößen gegen Paragraph 219a angezeigt. „Ich bin Rentner und habe entsprechend viel Zeit.“ Annen googelte früher vermehrt nach Begriffen wie

„ambulante Operationen Schwangerschaftsabbruch“ und wurde oft fündig. Die Anzeigen listet Annen auf seiner Internetseite wie eine Trophäensammlung. In den allermeisten Fällen hatte der Aktivist Erfolg: Die Verfahren wurden eingestellt, weil die Ärzte nach Hinweisen aus der Staatsanwaltschaft die Informationen von der Internetseite nahmen. Der Fall der unbeugsamen Hänel ist eine Ausnahme, ebenso wie der Prozess gegen zwei Ärztinnen aus Kassel. Doch mit seiner Liste sorgt Annen auch für einen Effekt, den er nicht beabsichtigt. Wenn ungewollt schwangere Frauen nach „Abtreibung“ in der Nähe ihres Wohnortes googeln, landen Viele auf der sorgsam gepflegten Liste des Klaus Günther Annen. Der Lebensschützer wird unfreiwillig zum Wegweiser in die nächste Abtreibungsklinik.

Krause und Annen gehören zu keiner etablierten Lebensschutzorganisation. Wenn in der Diskussion um Paragraph 219a von „militanten Abtreibungsgegnern“ die Rede ist, sind trotzdem fast immer die beiden gemeint. Für das Image der Lebensrechtszene sind die Aktivitäten der beiden nicht gerade förderlich. Annen war 15 Jahre lang mit einer Organisation gegen Abtreibung in Fußgängerzonen aktiv. Den Namen der Organisation will er nicht nennen. Heute noch hält er mit Gleichgesinnten Mahnwachen vor Abtreibungspraxen, betet dabei. Annen ist gläubiger Katholik. Die Frauen, die eine Abtreibung vornehmen lassen wollen, sollen ein letztes Mal vor dem Abbruch erfahren, dass sie einen Mord begehen, wie Annen es nennt. 2015 sprach ihm der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte nach langem Streit das Recht zu, weiterhin im Umfeld von Abtreibungspraxen Handzettel zu verteilen.

Streit ums Werbeverbot für Abtreibungen

Fast hätte der Fall Hänel sogar eine Regierungskrise ausgelöst. Die SPD will die Abschaffung von Paragraph 219a, die Union will ihn beibehalten. Die Sozialdemokraten verzichteten schließlich darauf, einen eigenen Gesetzesentwurf einzubringen. Die Fraktionsspitzen von SPD und Union beschlossen, das zuständige SPD-geführte Justizministerium mit einer Lösung zu beauftragen. Gesundheitsminister Jens Spahn (CDU) bezog klar Stellung gegen eine Änderung des Paragraphen. Er sagte der Bild am Sonntag: „Mich wundern die Maßstäbe: Wenn es um das Leben von Tieren geht, da sind einige, die jetzt für Abtreibungen werben wollen, kompromisslos.“ Später signalisierte er Offenheit, sollte es Gesetzeslücken geben. Im April setzte die SPD der CDU und CSU dann die Pistole auf die Brust: Sollte bis Herbst keine gemeinsame Lösung gefunden werden, wollen die Sozialdemo-

kraten Paragraf 219a notfalls auch mit Stimmen der Opposition abschaffen. „Ein freier Zugang zu sachlichen medizinischen Informationen ist für uns Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten daher nicht verhandelbar“, teilten die Genossen mit.

Die Chancen für einen Erfolg stünden gut. „Frauen in Not“ sollen „Zugang zu sachlichen Informationen“ bekommen, lautet die Sprachregelung der Gegner des Gesetzes. Die FDP will zumindest eine Aufweichung des Gesetzes, Grüne, SPD und Linkspartei die Abschaffung. Doch eine Kampf Abstimmung im Alleingang würde einen Vertrauensbruch innerhalb der Großen Koalition bedeuten.

Das Bild, das die Gegner von 219a in ihrer Kommunikationsstrategie zeichnen, erschüttert: Als sei die Lage für ungewollt schwangere Frauen nicht schon verzweifelt genug, wollten die kaltherzigen Lebensschützer ihnen auch noch medizinische Informationen vorenthalten. Paragraf 219a wird zum Symbol für die zusätzliche Unterdrückung der ohnehin schon Not leidenden Frauen. Es liege doch auf der Hand, dass der historische Paragraf auf den Müllhaufen der Geschichte gehöre – könnte man meinen. Doch die Grundvoraussetzung für die Kritik ist schlicht falsch: Es gibt kein Informationsdefizit. Oder zumindest keines, für das man Paragraf 219a antasten müsste.

Der Gesetzgeber verpflichtet Frauen in einem anderen Paragrafen, Nummer 218a, sogar dazu, sich zu informieren. Demnach ist eine Abtreibung möglich, wenn durch die Schwangerschaft das Leben der Frau gefährdet ist oder wenn sie vergewaltigt wurde. Alle anderen Fälle von Abtreibungen sind rechtswidrig. Zum Verfahren gehört auch die sogenannte „Beratungsregelung“, bei der Frauen bis zur zwölften Schwangerschaftswoche straffrei abtreiben können, wenn sie nachgewiesen haben, dass sie ein Gespräch mit einer anerkannten Beratungsstelle in Anspruch genommen haben. 96 Prozent der Abtreibungen fallen in diese Kategorie. Wenn eine ungewollt schwangere Frau beraten wurde, erhält sie in der Regel neben dem Beratungsschein auch eine Liste mit Ärzten, die Abbrüche vornehmen. Die Frage ist, wer die vorgeschriebene Beratung leisten soll. Eine unabhängige Beratungsstelle oder Ärzte? Der Gesetzgeber möchte, dass dies staatlich anerkannte Beratungsstellen tun, weil Ärzte, die letztlich für die Leistung bezahlt werden, möglicherweise einem Interessenkonflikt unterliegen. Hier vorzubeugen, ist die Absicht hinter dem dann folgenden Paragrafen zum Werbeverbot.

Kristina Hänel hat für das Landgericht Gießen dokumentiert, dass so gut wie keine Frau über ihre Internetseite zu ihr gekommen ist, sondern fast ausschließlich über die Beratungen. In Bayern dürfen die Beratungsstellen keine Adressen herausgeben. Die Schwangeren müssen beim Gesundheitsamt danach fragen. Nach dreitägiger Bedenkzeit kann die Frau einen Termin bei einem Arzt machen, der sie über die möglichen Methoden aufklärt.

Uwe Heimowski, der Politikbeauftragte der Deutschen Evangelischen Allianz und Vorstandsmitglied des Christlichen Medienverbundes KEP, hält die Diskussion für fehlgeleitet. Wenn Paragraf 219a ohne breite und lange Debatte abgeschafft werden sollte, wäre das „himmelschreiend“, sagt er. Die eigentliche Intention des Paragrafen sei viel zu wenig bekannt. Es werde so getan, als würden Frauen alleine gelassen, wenn Ärzte nicht öffentlich über Abtreibungen informieren dürften. Paragraf 219a wolle Frauen jedoch gerade davor schützen, mit ihrer schweren Entscheidung alleine dazustehen, deshalb sehe er eine Bera-



Foto: pro/Nicolai Franz

Kristina Hänel: Die Ärztin aus Gießen kämpft dafür, dass das Werbeverbot für Abtreibungen aufgehoben wird.

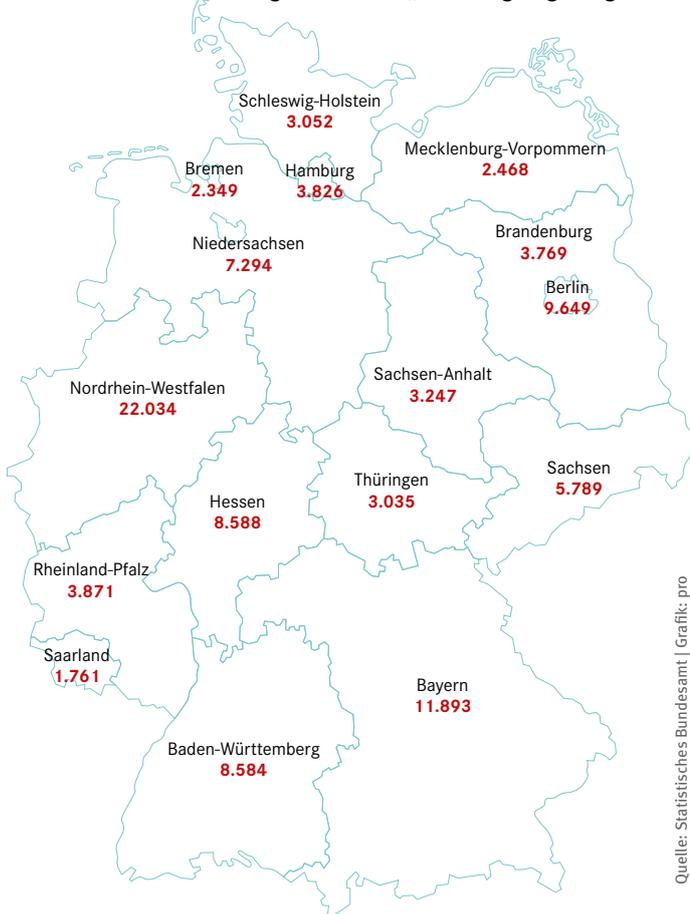
tungspflicht vor. „Das ungeborene Leben ist von Gott geschaffen und bereits im Mutterleib vom Grundgesetz geschützt“, betont Heimowski. „Der Gesetzgeber will keine nüchterne technische ‚Lösung‘, sondern eine persönliche Begleitung der Schwangeren. Insofern ist §219a pro Frau.“ Eine ungewollte Schwangerschaft bedeute für die Frau eine angespannte und hochemotionale Situation mit weitreichenden Konsequenzen. „Deswegen darf es keine Instantlösung über Google geben.“

Wie Heimowski warnt auch die „Aktion Lebensrecht für Alle“ (ALFA) vor der Abschaffung von Paragraf 219a. „Abtreibungen sind rechtswidrig, deswegen darf dafür auch nicht geworben werden“, sagt deren stellvertretende Vorsitzende Cornelia Kaminski. „Dieser Paragraf 219a dient dazu, das Bewusstsein in der Bevölkerung zu erhalten, dass Abtreibung ein Unrecht ist, weil dabei ein unschuldiger kleiner Mensch getötet wird.“ Wer das Werbeverbot für Schwangerschaftsabbrüche lockere, zerstöre „den letzten Rest an Unrechtsbewusstsein, der in Bezug auf Abtreibung in Deutschland noch vorhanden ist“.

Zudem lässt sich mit Schwangerschaftsabbrüchen bereits jetzt viel Geld verdienen. Der Münchener Arzt Friedrich Stapf macht seit Jahrzehnten ausschließlich Abtreibungen in seiner Praxis. Er hat weder promoviert noch eine Facharzt Ausbildung abgeschlossen. Pro Jahr, so gibt er an, führt er 3.000 Abbrüche durch. Bei Kosten zwischen 350 und 600 Euro pro Abbruch müsste Stapf jährlich zwischen einer und 1,8 Millionen Euro einnehmen. Der Spiegel berichtete schon 1998 über Stapfs Vorliebe für schnelle

Zahl der Abtreibungen in Deutschland im Jahr 2017

2017 wurden in Deutschland 101.209 Embryos abgetrieben. Bei 3.911 Fällen lag eine medizinische Indikation vor, 20 Fälle hatten eine kriminologische Indikation. Mit 97.278 Fällen erfolgten die meisten Abtreibungen nach der „Beratungsregelung“.



Quelle: Statistisches Bundesamt | Grafik: pro

Sportwagen und Segeljachten. Wer will da ernsthaft kommerzielle Interessen ignorieren? Was der Gesetzgeber mit dem Werbeverbot bezwecken möchte, entspringt offenbar keiner irrationalen Sorge.

Die Würde jedes Menschen ist unantastbar

Dabei ließe sich der Konflikt eigentlich leicht lösen. Der Präsident der Bundesärztekammer, Ulrich Montgomery, schlägt eine zentrale Liste vor. Darauf sollen alle Ärzte aufgenommen werden, die Schwangerschaftsabbrüche durchführen. Vergleichbare Listen gibt es schon in Hamburg und Berlin. Da die Adressen nur von den Behörden veröffentlicht würden, wäre dies auch kein Verstoß gegen das Werbeverbot für Abtreibung.

Spricht man Kristina Hänel auf den Vorschlag der Ärztekammer an, ist sie wenig erfreut. „Vorher war Herr Montgomery für die Abschaffung von 219a. Mit dem Kompromissvorschlag, der keiner ist, versucht er, sich Gesundheitsminister Spahn anzubiedern.“

Die Diskussion um Schwangerschaftsabbrüche hat mit dem höchsten Wert des Grundgesetzes zu tun: der Menschenwürde, die sich aus der christlichen Ethik ableitet. Wenn Gott die

Menschen zu seinem Bild geschaffen hat, bedeutet das für jeden Menschen das Recht auf ein würdevolles Leben. Wer das in Frage stellt oder angreift, macht sich nach christlicher Auffassung schuldig. Christen kann daher weder die Notlage ungewollt schwangerer Frauen noch die Tötung ungeborenen Lebens kalt lassen. Das Bundesverfassungsgericht traf 1993 ein unmissverständliches Urteil: „Menschenwürde kommt schon dem ungeborenen menschlichen Leben zu, nicht erst dem menschlichen Leben nach der Geburt oder bei ausgebildeter Persönlichkeit.“ Das ungeborene Leben beginne mit der Einnistung des befruchteten Eis in der Gebärmutter.

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) ist in dieser Diskussion gespalten. Deren mächtigste Publizistin, chrismon-Chefredakteurin Ursula Ott, forderte in einem Kommentar die Abschaffung des umstrittenen Gesetzes – und sah sich schnell heftiger, teils martialischer Kritik von Konservativen und Evangelikalen ausgesetzt. Der Ratsvorsitzende der EKD, Heinrich Bedford-Strohm, fühlte sich zum Eingreifen genötigt. „Ein Werbeverbot für Schwangerschaftsabbrüche halte ich für richtig“, sagte er im Januar gegenüber pro. Ott schätzte er sehr. „In dieser Sache ist sie innerhalb der möglichen Meinungsäußerungen im Bereich des Protestantismus eben anderer Ansicht als ich.“ Viel deutlicher kann sich ein Ratsvorsitzender, der zudem Mitherausgeber von chrismon ist, nicht distanzieren. Bedford-Strohms Sorge ist, dass eine ethische Verschiebung des Rechtsempfindens einträte, wenn der Paragraf 219a abgeschafft und Werbung für Abtreibungen erlaubt würde. Abtreibungen würden sich in der Wahrnehmung von Menschen noch stärker normalisieren, als dies ohnehin schon der Fall sei.

Ott ließ sich nicht beirren und legte mit einer positiven Home-story über Hänel nach, die sie mit „die Retterin“ überschrieb. Im Internet heißt der Text mittlerweile „Sie lässt sich nicht unterkriegen“. Auch die „Evangelischen Frauen in Deutschland“ (EFD) haben sich längst dem Protest gegen das Werbeverbot für Abtreibungen angeschlossen, halten das Gesetz gar für verfassungswidrig.

Warum sind die Gemüter nur so erhitzt, wenn es bei genauerem Hinsehen so gut wie keine Informationslücke gibt? Klar ist: Die Generation, die in den Siebzigerjahren für Frauenrechte kämpfte, fürchtet um ihre Errungenschaften. Sie kennen noch die Zeit, in der Frauen wegen amateurhaft vorgenommener Abbrüche gestorben sind. Die aktuelle Regelung ist ein mühsam erungener Kompromiss aus den Neunzigerjahren. Daher stammt auch die heutige Fassung des umstrittenen Paragrafen. In den vergangenen 15 Jahren ist die Zahl der Ärzte, die Abbrüche vornehmen, um 40 Prozent zurückgegangen, hat das Statistische Bundesamt für das ARD-Magazin „Kontraste“ festgestellt. In der Sendung kamen zwei Ärzte vor, die beide trotz ihres Rentenalters nur noch deswegen praktizieren, weil keiner ihrer Kollegen mehr Schwangerschaften beenden will. Steckt also vielleicht mehr hinter dem Protest gegen das Werbeverbot?

Natürlich geht es auch um den Paragrafen 218, der Abtreibungen grundsätzlich verbietet. Die Speerspitze des Protestes gegen das Werbeverbot für Abtreibungen ist das „Bündnis für sexuelle Selbstbestimmung“. Die Verantwortlichen machen keinen Hehl daraus, was sie wollen: „219a ist erst der Anfang! Leben schützen: Abbrüche legalisieren!“ Unter diesem Motto zog das Bündnis am 22. September durch Berlin. Als Unterstützer listet das Bündnis neben vielen anderen den Deutschen Gewerk-

schaftsbund, die Lehrgewerkschaft GEW, die Beratungsorganisation profamilia, Bündnis '90/die Grünen, die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen und die Linkspartei. Die Linke forderte in ihrem Programm zur Bundestagswahl 2017 offen die Abschaffung des Paragrafen 218. Also eine komplette Freigabe von Abtreibungen ohne Fristen? Auf Nachfrage von pro erklärte die Partei: „Sobald das Kind außerhalb des Mutterleibs überlebensfähig wäre (heutzutage meist ab der 25. Schwangerschaftswoche), wird kein Arzt und keine Ärztin mehr einen Abbruch vornehmen.“ Dann gehe es um eine Geburt. Diese Sätze dürften jeden erschauern lassen, der weiß, wie weit ein Fötus in der 24. Woche bereits entwickelt ist.

Vergleich: Geburten und Abtreibungen in Deutschland



Quelle: Statistisches Bundesamt | Grafik: pro

Auch die bedeutendste Beratungsorganisation in Deutschland, profamilia, fordert seit Langem die komplette Freigabe von Abtreibungen. Die Paragraphen 218 und 219 seien „eine Diskriminierung von Frauen in Form einer massiven Einschränkung ihrer Entscheidungsfreiheit und Selbstbestimmung“, schrieb profamilia schon 2001. Selbst der Abtreibungsarzt Friedrich Stapf warnte hingegen in der Abendzeitung München vor einer Abschaffung von Paragraf 219a, weil damit auch Paragraf 218 fallen könnte.

Der Embryo – vernachlässigter Protagonist

Kristina Hänel hat lange Jahre für profamilia gearbeitet, zunächst als Beraterin, danach führte sie auch Abbrüche durch – weil keiner sonst dazu bereit war. „Mir geht es in meinem ganzen Engagement nur um 219a, um das Informationsrecht von Frauen. Das andere Thema schneide ich von mir aus nicht an“, sagt die Ärztin. „Natürlich ist der 218 in seiner Grundsatzentscheidung des Bundesverfassungsgerichtes ein Problem für Frauen. Die Frage ist, inwiefern eine Zwangsberatung sinnvoll ist“, sagt sie dann doch. Hänel macht seit 30 Jahren Abbrüche. Unter dem Pseudonym Andrea Vogelsang schrieb sie in den Neunzigerjahren das Buch „Die Höhle der Löwin“. Darin schildert sie erschütternde Geschichten von Frauen, die

sich in extremen Notlagen an sie wandten und um eine Abtreibung baten. Sie klingt darin aggressiver als im echten Leben, etwa wenn sie über die „perverse Argumentationsketten“ von Abtreibungsgegnern schreibt, die doch selber „so menschen- und lebensverachtend“ seien. „Eigentlich sind doch alle Menschen Abtreibungsgegner – bis sie selbst betroffen sind“, sagt Hänel. Einmal stand eine der Frauen, die sich zuvor gegen Abtreibungen eingesetzt hatte, in ihrer Praxis, sie wollte nun selbst einen Abbruch. Noch kurz vorher hatte sie der Ärztin Plastikembryos in die Hand gedrückt, um sie zum Nachdenken zu bringen. Doch jetzt befinde sie sich eben in einer Notlage. Hänel wut vor allem über Männer, die Frauen erst schwängern und dann alleine lassen oder gar zur Abtreibung nötigen, ist auf jeder Seite zu spüren. „Das Hauptproblem ist, dass ein Mann pro Herzschlag 1.000 Spermien produziert“, sagt die Ärztin heute. Wären die Männer verantwortungsvoller, gäbe es viel weniger Probleme. „Ich finde es schön, Schwangerschaftsabbrüche zu machen, und ich bin stolz auf mich“, schrieb Hänel im Schlusswort. Stolz sei sie darauf, Frauen helfen zu können, erklärt sie heute den Satz. „Ich finde es auch nicht schön, wenn jemand einen Herzinfarkt hat. Trotzdem reanimiere ich doch gerne.“ Natürlich freue sie sich über jedes Kind, das auf die Welt kommt. „Jeder wünscht sich doch eine Familie und einen Vater für das Kind.“ Hänel lächelt. Sie hat selbst Kinder und Enkel.

Sie sieht die komplette Thematik durch die Augen der Schwangeren. Sie sagt nicht: „Mir tut es für das Kind leid, das nicht leben darf.“ Sie sagt: „Es ist schade, dass die Frau ein in Liebe empfangenes Kind nicht auf die Welt bringen konnte, weil die Gesellschaft es nicht zugelassen hat.“

Hänel kann das Denken von Ärzten nicht nachvollziehen, die keine Abbrüche machen können, seit sie beim Anblick eines Embryos gespürt haben, dass es sich um ein werdendes Leben handelt. Abtreibungen sind für sie Hilfe in der Not. Sie habe früh gelernt, dass sie keinen Einfluss darauf habe, ob es zu einem Abbruch kommt oder nicht. „Wenn ich es nicht mache, ist der nächste Griff der Frau der zum Kleiderbügel.“ Sie habe nur Einfluss darauf, ob der Abbruch medizinisch korrekt vorgenommen wird. „Die einzige Frage ist für mich: Überlebt das die Frau? Bleibt sie fruchtbar und gesund?“

ALFA ist eine Organisation, die Abtreibungen verhindern will. Aggressive Internetseiten lehnt sie ab. Frauen in furchtbaren Not-situationen bräuchten Auswege und keine Drohgebärden, sagt Cornelia Kaminski. Neulich wandte sich eine chinesische Familie aus Aachen mit großen Sorgen an die Organisation, nicht einmal eine Krankenversicherung hatte sie. Eine Abtreibung stand im Raum. ALFA nahm sich der Familie an. „Dadurch konnte das Kind leben“, sagt Kaminski. Die Organisation überweist monatlich Geld an die Familie. Eine Sozialarbeiterin schaut einmal im Monat nach dem Rechten. Ein Krankenhaus machte den nötigen Kaiserschnitt kostenlos. In den Tagen vor der Entbindung kam die Familie in einer Pension kostenlos unter, eine Pizzeria spendierte eine Pizza-Flatrate.

Die Gießener Ärztin Kristina Hänel hat ihre Erfahrungen mit christlich motivierten Lebensschützern, die meisten negativ. Was macht das mit ihr? Christus würde sich, wenn er heute leben würde, auf ihre Seite stellen, da ist Hänel sich sicher. „Er war schließlich immer gegen die Pharisäer, immer auf der Seite der Schwachen.“ Sie meint damit die ungewollt schwangeren Frauen, nicht das ungeborene Leben. ■



Danial M. sollte nach Afghanistan abgeschoben werden. Das Kirchenasyl rettete ihn davor.

„... dann wäre ich jetzt **weg**“

Christliche Gemeinden sind für ausreisepflichtige Flüchtlinge oft die letzte Zuflucht. So wie für Danial M., der eigentlich im Juli an Bord eines Abschiebefluges nach Afghanistan sitzen sollte. Doch das Kirchenasyl ist umkämpft. | VON ANNA LUTZ UND SWANHILD ZACHARIAS

Ich hatte keinen anderen Weg“, sagt Danial M. Der 22-jährige Afghane sitzt im Garten der evangelisch-reformierten Kirche in Bayreuth. Er gießt sich eine Tasse Tee ein, sein Deutsch ist fließend. Er stellt nüchtern fest: „Wenn ich das hier nicht gefunden hätte, wäre ich jetzt weg.“ „Das hier“, damit meint Danial das Kirchenasyl. Über einen Monat lang, von Anfang Juli bis Mitte August, war die Bayreuther Kirche Danials Zuhause. Und er hat Recht: Hätte die Kirche ihn nicht aufgenommen, wäre er jetzt wohl in Afghanistan.

Danial war „Seehofers Nummer 70“: Er sollte am Abend des 3. Juli an Bord des Fliegers in Richtung Kabul sitzen. Über diesen Flug scherzte Bundesinnenminister Horst Seehofer skandalträchtig, ausgerechnet an seinem 69. Geburtstag seien 69 Af-

ghanen abgeschoben worden. „Das hatte ich so nicht bestellt“, sagte der Innenminister damals vor Journalisten. Wenige Tage später wurde bekannt, dass sich einer der Abgeschobenen in Afghanistan das Leben genommen hatte. Seehofers kleiner Scherz wurde zum Sinnbild innenpolitischer Herzlosigkeit. Dass Danial am 4. Juli nicht in Afghanistan landete, war reines Glück. Als die Polizei vor der Tür seiner Familie im oberfränkischen Neuenmarkt stand, um ihn abzuholen, war er bei seiner Freundin in Bayreuth. Er hatte sich krank gefühlt und war deshalb über Nacht nicht nach Hause gekommen.

Seit drei Jahren lebt der Afghane in Deutschland. Seine Eltern gehören der verfolgten ethnischen Minderheit der Hazara an. In den neunziger Jahren flohen sie vor den Taliban aus

Afghanistan – damals in den Iran. Dort wuchsen Danial und seine fünf Geschwister auf. 2014 schickte das Mullah-Regime die Familie zurück. Es dauerte nicht lange, da wurde Danials Onkel Opfer von Islamisten. Die Familie floh erneut und nahm diesmal eine beschwerlichere Reise auf sich: über den Iran in die Türkei, von dort aus mit einem Schlauchboot nach Griechenland. „Es ging dann von Land zu Land. Manchmal zu Fuß, manchmal mit dem Zug oder Bus“, erzählt Danial. Schließlich landeten er und seine Verwandten in Oberfranken.

Die drei Jahre seitdem hat Danial genutzt, um Deutsch zu lernen und seinen Schulabschluss zu machen. Der nächste Schritt wäre der Beginn seiner Ausbildung gewesen. Danial ist ein Musterbeispiel für Integration. Dass er trotzdem abgeschoben werden sollte, lag an einer Formalität. Für den Beginn der Ausbildung hätte er eine neue Duldung beantragen müssen. Doch seine ehrenamtlichen Betreuer verpassten es, ihn darüber zu informieren. Es dauerte nicht lange, da galt er als ausreisepflichtig.

Abschiebestopps gefordert

Ausweisungen nach Afghanistan sind spätestens seit Beginn der sogenannten Flüchtlingskrise ab dem Jahr 2015 umstritten. Kirchen und Menschenrechtsorganisationen verweisen immer wieder auf eine unsichere Lage im Land, Anschläge und religiösen Extremismus. Zwischen 2017 und 2018 setzte die Bundesregierung Ausweisungen nach Afghanistan aus. Auslöser dafür war ein schwerer Anschlag in der Nähe der deutschen Botschaft in Kabul am 31. Mai des vergangenen Jahres. Behörden und Politik wollten eine neue Lagebeurteilung abwarten, Afghanistan galt als nicht sicher. Menschen wie Danial konnten zunächst in Deutschland bleiben. Lediglich Straftäter, Gefährder und Identitätsverschleiерer wurden weiterhin abgeschoben. Auf Anfrage von pro betont das Bundesinnenministerium, es habe sich nicht um einen „Abschiebestopp“ gehandelt, sondern, um eine „Priorisierung auf Personengruppen, an deren Ausreise ein besonderes Interesse besteht“. Genau ein Jahr nach dem Anschlag in Kabul legte das Auswärtige Amt in diesem Jahr einen neuen Lagebericht zu Afghanistan vor. Darin heißt es unter anderem: „Nach Jahrzehnten gewaltvoller Konflikte befindet sich Afghanistan in einer schwierigen Aufbauphase und einer weiterhin volatilen Sicherheitslage.“ In großen Teilen des Landes seien die Taliban präsent, außerdem herrsche eine Bedrohung durch die Terrororganisation Islamischer Staat. Justizministerium und Verwaltung funktionierten nur eingeschränkt.

Flüchtlingsorganisationen wie Pro Asyl nahmen den Bericht zum Anlass, eine Überprüfung aller Verfahren afghanischer Asylbewerber mit dem Ziel eines Abschiebestopps zu fordern. Die Bundesregierung hingegen betonte, Teile des Landes seien durchaus sicher. Am 6. Juni erklärte Kanzlerin Angela Merkel in einer Fragestunde des Deutschen Bundestages: „Aus unserer Sicht sind die Einschränkungen entfallen.“ Besonders Bayern nimmt die Regierungschefin beim Wort. CSU-Innenminister Joachim Herrmann teilte mit, „die erweiterten Abschiebungsmöglichkeiten“ konsequent nutzen zu wollen. Bis heute ist es vor allem sein Bundesland, das rigoros nach Afghanistan ausweist. Berlin etwa hat sich gegen eine Rückführung nach Afghanistan entschieden. Zwar ist das Bundesamt für Migration und

Flüchtlinge (BAMF) für die Anerkennung oder Ablehnung von Asylbewerbern zuständig. Die Länder aber führen die Ausweisungen durch. Die jeweiligen Ausländerbehörden können Duldungen aussprechen – oder die Betroffenen in Flugzeuge zurück nach Afghanistan setzen lassen.

Und warum traf es nun ausgerechnet den gut integrierten Danial? Wie das BAMF auf Anfrage mitteilt, spielt es bei der Entscheidung der Behörde über ein Ja oder Nein zum Asylantrag keine Rolle, ob der Betroffene sich in Deutschland integriert hat: „Der Entscheider prüft, ob und welche Gefahr dem Asylsuchenden bei Rückkehr in sein Herkunftsland droht. Und auch wenn es das Bundesamt ausdrücklich begrüßt, dass Geflüchtete



Die evangelisch-reformierte Kirche Bayreuth positioniert sich eindeutig zu Abschiebungen nach Afghanistan

sich so gut in Deutschland einbringen: Integrationsleistungen kann und darf das Bundesamt bei der Entscheidung im Asylverfahren nicht berücksichtigen.“ Eine weitere Frage zum Fall Danial bleibt offen: Wieso soll ein Angehöriger einer ethnischen Minderheit in ein Land abgeschoben werden, in dem er als solcher durch Extremisten bedroht ist? Auf dem Abschiebeflug vom 3. Juli befand sich auch ein christlicher Konvertit. Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Heinrich Bedford-Strohm, machte dessen Schicksal öffentlich und sprach sich im selben Zuge gegen dessen Abschiebung aus. Auch er bemühte sich offenbar um Integration. Auch ihm nützte es nichts. pro befragte dazu den Beauftragten für Religionsfreiheit der Bundesregierung, Markus Grübel. Er sagt: „Einen Menschen, der nach intensiver Vorbereitung und Taufe vom Islam zum Christentum übergetreten ist, würde ich aktuell nicht nach Afghanistan abschieben.“ Niemand könne eine Abschiebepaxis gut finden, die Menschen in Situationen bringe, in denen grundlegende Menschenrechte nicht gewährleistet seien. Dennoch tut die Regierung, der Grübel selbst angehört, genau das.

Pfarrer Simon Froben von der evangelisch-reformierten Kirche Bayreuth und das Presbyterium jedenfalls zögerten nicht, als Danial sie um Hilfe bat. Sie kannten den Afghanen bereits und Danial wusste, dass die Gemeinde schon öfter Kirchenasyl gewährt hatte. „Wenn jemand Hilfe braucht, wendet er sich an eine Kirchengemeinde und bittet um Obdach. Die Hilfe wird gewährt und den Behörden das auch unmittelbar angezeigt“, erklärt Froben das Kirchenasyl. Bei Danial hätten sie einen Härte-

fall gesehen, der „nicht mit unseren christlichen Werten vereinbar“ sei. Das Presbyterium habe auch andere, legale Möglichkeiten geprüft. Auch wenn die Behörden das Kirchenasyl dulden, sehen sie es als „unerlaubten Aufenthalt“ an. Es gebe in Bayern zum Beispiel eine Härtefallkommission, an die man sich wenden könne, sagt Froben. Doch dafür müsse der Asylbewerber bereits fünf Jahre in Deutschland sein. Bei Danial waren es nur drei. „Obwohl Danial die Integrationsleistungen, die dort besonders honoriert werden, aus unserer Sicht nach nicht einmal drei Jahren schon erbracht hat“, sagt der Pfarrer.

Während die Gemeinde sich stark machte, dass Danial in Deutschland bleiben konnte, war seine Welt zusammengeschrumpft auf das Kirchengebäude und den dazugehörigen Garten. Tagsüber habe er viel Besuch bekommen, viele Freunde und die Familie seien da gewesen. Doch nachts sei es schlimm gewesen. „Ich konnte nicht schlafen. Ich habe mich gefragt, ob die Polizei auch hierher kommt und mich festnimmt“, erzählt er. Oft habe er bis morgens wach gelegen, bis es endlich hell wurde. „Es war schrecklich.“

Kirchenasyl ist „ultima ratio“

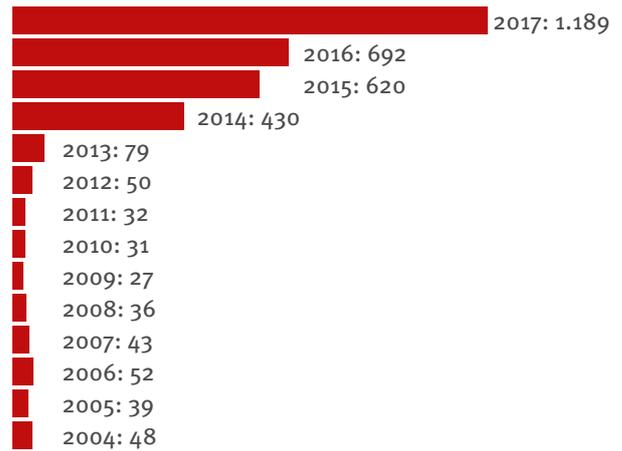
Das Kirchenasyl geht bereits auf die Spätantike zurück und ist insofern keine rein christliche Tradition. Damals noch als Heiligtumsasyl bekannt, entlehnte es sich der Idee, dass derjenige, der ein Heiligtum wie einen Tempel betritt, dem Schutz Gottes unterstehe. In den ersten Jahrhunderten nach Christus gewährten die Kirchen nicht nur Flüchtlingen, sondern auch Straftätern Unterschlupf und beriefen sich dabei auf die Tugenden der Gastfreundschaft und Barmherzigkeit. Nicht selten wurden den Betroffenen sogar ihre weltlichen Strafen erlassen. Innerhalb der Kirche mussten die Aufgenommenen ihre Taten bereuen und sich zum Beispiel dem Klosterleben verpflichten. Im Laufe der Zeit verlor das Kirchenasyl an Bedeutung, bis es in den achtziger Jahren mit zunehmenden Migrationsbewegungen wieder relevant wurde. Das erste Kirchenasyl, wie wir es heute verstehen, gab es 1982 in Berlin-Kreuzberg. Die dortige Heilig-Kreuz-Gemeinde schützte drei Familien aus dem Libanon vor einer Abschiebung in das damalige Bürgerkriegsland. Bereits fünf Jahre später hatten sich 35 christliche Gemeinden in Berlin dazu bereit erklärt, in Härtefällen Kirchenasyl zu gewähren. Es war die Neubelebung einer alten Tradition, die heute als normal gilt.

„Wer sich zum Herrn flüchtet, darf nicht nur auf Schutz und Fürsorge, sondern letztlich auch auf Erlösung hoffen“, begründet die Deutsche Bischofskonferenz die Praxis der Schutzgewährung in einer Handreichung aus dem Jahr 2015. Demnach ist das Ziel des Kirchenasyls, bei drohender „humanitärer Härte“ oder Menschenrechtsverletzungen eine erneute rechtliche Überprüfung einzelner Fälle zu ermöglichen. „Kirchenasyl ist als ‚ultima ratio‘ immer Nothilfe in einem konkreten Einzelfall“, schreiben die Bischöfe dazu. Es falle unter die Kategorie des „gewaltlosen zivilen Ungehorsams“.

Als solches steht das Kirchenasyl immer wieder im Konflikt mit dem Staat. Im Frühjahr 2015 kritisierte der damalige Innenminister Thomas de Maizière (CDU), die Kirchen setzten sich über rechtskräftige Entscheidungen des Staates hinweg. Er sprach von einer „systematischen Verhinderung“ von Abschiebungen und einem „Missbrauch“ des Kirchenasyls. Am Ende

einigten sich Kirchenvertreter und Politik gütlich. Es blieb bei der Duldung der Praxis in Härtefällen. Im diesem Jahr brach der Streit erneut auf. Das Innenministerium – nun unter Horst Seehofer (CSU) – warf den Kirchen erneut Missbrauch vor und erließ härtere Regeln für den Umgang mit jenen, die in Kirchen Schutz suchen.

Entwicklung der Kirchenasyl-Fälle bundesweit



Quelle: kirchenasyl.de

Im August gab es in der Bundesrepublik laut der ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“ 552 Fälle von Kirchenasyl. Insgesamt lebten 868 Migrantinnen in einer solchen gemeindlichen Obhut, 175 davon waren Kinder. 512 Fälle gingen auf die sogenannte Dublin-Verordnung zurück, nach der Asylbewerber – wenn überhaupt – in dem Land Aufenthaltsrecht erhalten können, in dem sie sich als erstes innerhalb Europas aufgehalten haben – in vielen Fällen aufgrund der Außenlagen also Griechenland oder Italien. Bislang war Ziel des Kirchenasyls, die Hilfesuchenden ein halbes Jahr lang zu beherbergen. Denn so lange dauerte die sogenannte Überstellungsfrist für Migrantinnen, die unter die Dublin-Regelung fallen. Die Überstellungsfrist ist die Zeitspanne, die dem Staat, in dem der Flüchtling eigentlich hätte Asyl beantragen müssen, bleibt, um seiner Rücknahme zuzustimmen. Tat er das nicht, ging die Zuständigkeit auf Deutschland über und der Flüchtling konnte hier regulär Asyl beantragen. Für Kirchenasylanten schuf die Innenministerkonferenz der Länder im August nun eine Ausnahme: Sollten die Kirchengemeinden zum Beispiel nicht innerhalb eines Monats ein Härtefalldossier zur Begründung des Kirchenasyls einreichen, verlängert sich die Abschiebungsfrist für Migrantinnen von sechs auf 18 Monate.

Staatsanwaltschaften ermitteln

Im September wurde bekannt, dass im Falle eines gewährten Kirchenasyls in Bad Kreuznach Ermittlungsverfahren gegen die sudanesischen Flüchtlinge und fünf Pfarrer eingeleitet wurden. Eine Prüfung des BAMF habe ergeben, dass in den Fällen keine besonderen individuellen Härten vorgelegen hätten. Die evan-

gelischen Kirchen in Rheinland-Pfalz wehrten sich: Man sehe die Entwicklungen mit Sorge, hieß es Mitte September in einer Mitteilung. „Gemessen an der Anzahl der Asylverfahren und der Vielzahl der Anfragen nach Kirchenasyl, die die Gemeinden täglich erreichen, ist die Zahl der derzeit tatsächlich gewährten Kirchenasyle äußerst gering. Das macht deutlich, dass die Kirchengemeinden keinesfalls leichtfertig Kirchenasyl gewähren, sondern gewissenhaft prüfen und beraten“, erklärten die Kirchen. Das Kirchenasyl werde kriminalisiert, Strafanzeigen und auch die Räumung von Gebäuden konterkarierten die Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirchengemeinden. Andererseits ermittelte die Tageszeitung Die Welt kurz zuvor, dass sich die Kirchengemeinden in Deutschland häufig nicht an rechtliche Regelungen hielten: In rund der Hälfte aller Fälle seien die Härtefalldossiers nicht eingereicht und den Behörden kein kirchlicher Ansprechpartner genannt worden. Sogar Vertreter der Kirchen sahen sich genötigt, ihre Gemeinden zu rügen. Es sei den Bischöfen „ein Anliegen, dass die Kirchengemeinden und Ordensgemeinschaften, die mit dem BAMF vereinbarte Vorgehensweise beachten“, sagte Prälat Karl Jüsten, der Berliner Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz.

Das Kirchenasyl stellt auch die Bayreuther Gemeinde immer wieder auf die Probe. „Die Staatsanwaltschaften in Bayern leiten regelmäßig Ermittlungen gegen unsere Gäste ein. In der Folge gibt es empfindliche Geldstrafen“, sagt Froben. Auch sei gegen ihn schon wegen Beihilfe zum unerlaubten Aufenthalt ermittelt worden. Von Vorteil sei, dass die Kirche einen großen Unterstützerkreis habe, auf den sie bei vielen Fragen zurückgreifen könne. Auch Kirchenpräsident Martin Heimbucher unterstütze die Praxis des Kirchenasyls. Viele Migrantinnen hätten nicht das Glück, so einen großen Freundeskreis wie Danial zu haben, und seien sehr einsam. Der Helferkreis der evangelisch-reformierten Kirche sorge dann zum Beispiel für Sprachunterricht, die tägliche Versorgung und gesundheitliche Betreuung. In der Regel denke das Presbyterium drei Nächte über eine Anfrage nach, bevor es Kirchenasyl gewähre – damit sich die Emotionen legen. Das seien Erfahrungswerte aus den vielen Jahren, in denen sich die Gemeinde schon in der Flüchtlingsarbeit engagiere. Nur bei Danials Fall sei dafür keine Zeit gewesen.

„Kirche kann ein Zeichen setzen“

Strengere Regeln zum Kirchenasyl hält auch Pfarrer Froben für einen falschen Weg. Das säe lediglich Misstrauen. Das Problem der Migration verschärfe sich dadurch nur weiter. „Es ist zu erwarten, dass Flüchtlinge untertauchen“, prophezeit Froben. Ein besserer Weg sei es, mehr Wert auf Integration zu legen: „Wie können wir uns als Gesellschaft in den Integrationsbemühungen stärken?“ Durch das Kirchenasyl erlebten viele Menschen, die die Kirche nur noch als Insitution wahrnehmen, diese außerdem ganz neu als glaubhaft. „Das ist gelebte Nächstenliebe und es geht wirklich um das, was auch gepredigt wird“, sagt Froben. Denn der christliche Glaube lehre, „den Menschen erst einmal so zu sehen, wie er ist, und als Gegenüber kennenzulernen – egal, welche Nation, Hautfarbe oder welchen Glauben“ dieser habe. Seine Kirche positioniert sich deshalb für alle sichtbar. Zum Beispiel mit einem Plakat an der Kirchenmauer, auf dem zu lesen ist: „Wir fordern: Keine Abschiebungen nach Afghanistan.“

Danials Fall endete dann schneller mit einem Happy End, als alle Beteiligten dachten. Seehofers Feixen über die 69 führte im Juni dazu, dass Danials Fall in der Presse sehr viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde als geplant. „Normalerweise versuchen wir, mit Kirchenasylen nicht hausieren zu gehen“, sagt Froben. Im Fall von Danial habe sich die Gemeindeleitung jedoch dazu entschieden, an die Presse zu gehen. „Kirchenasyl muss ein Ziel haben“, sagt Froben. Manchmal bedeute das, einfach die Frist abzuwarten. Im Fall von Danial seien aber alle anderen Wege ausgeschöpft gewesen. Die Behörden sollten mit Hilfe der Öffentlichkeit dazu gebracht werden, die getroffenen Entscheidungen noch einmal zu überdenken, erklärt Froben. Schon am 13. August erhielt die Gemeinde die Nachricht, dass das Staatsministerium des Inneren die Zentrale Ausländerbehörde Oberfranken angewiesen habe, Danial eine Ermessensduldung zu gewähren.

Die Duldung gilt nun ein Jahr und Danial kann seine Ausbildung weiterführen. Die Ausländerbehörde habe eine Verlängerung in Aussicht gestellt, wenn er gut in der Schule sei und nicht straffällig werde. „Ob die Beamten ihren Worten treu sind, weiß ich nicht“, sagt Danial. Er setzt nun alles daran, seine Ausbildung mit Bravour zu beenden. ■

Pfarrer Simon Froben (links) gewährte Danial in der evangelisch-reformierten Kirche Bayreuth Kirchenasyl

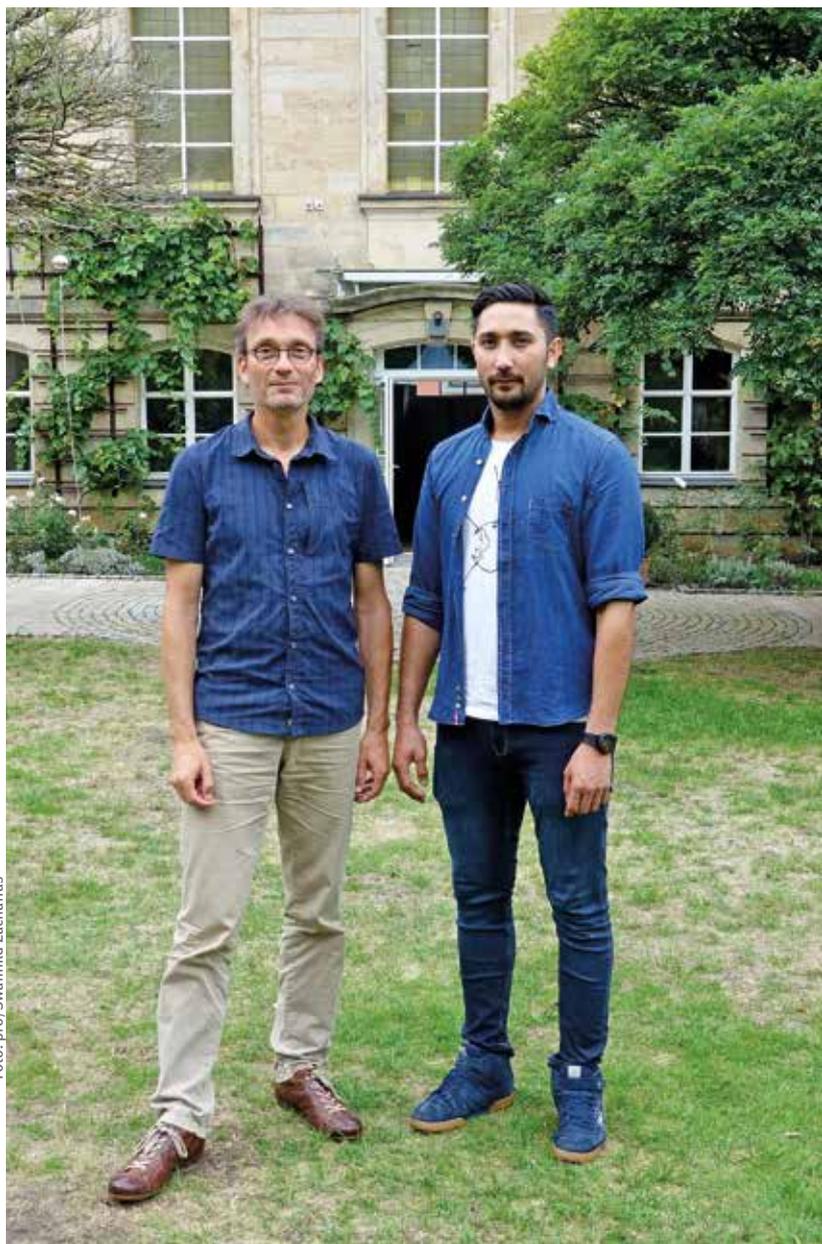


Foto: pro/Swanhild Zacharias

Europa: Haus der Christenheit

Europa wird von Rechts- und Linkspopulisten derzeit attackiert und die Idee der politischen Einigung infrage gestellt. Dabei ist es unsere Herkunft und Zukunft – wir sollten es verteidigen. |

VON WOLFRAM WEIMER

Brexit, Rechtspopulismus, Eurostreit – Europa steckt gefühlt in einer tiefen Krise. Die vermeintliche Krise mobilisiert aber auch:

Die Zustimmung der Bürger zur Europäischen Union erreicht ein Rekordhoch, geht aus dem neuen „Eurobarometer“ hervor, das Ende Mai in Brüssel veröffentlicht wurde. Mehr als zwei Drittel der EU-Bürger und 75 Prozent der Deutschen sind demnach der Ansicht, dass ihr Land von der EU-Mitgliedschaft profitiert. Das ist der höchste Wert in Europa seit 1983.

Insbesondere christlich gebundene Europäer bekennen sich viel offensiver als früher zur europäischen Idee. Der politisch bewusste Christ lebt in einem europäischen „Kulturkreis“ mit verwandten Wertvorstellungen, sozialen Normen, Sitten, einem gemeinsamen religiösen Unterbewusstsein. Dieser Kulturkreis ist zwar durch eine große Vielfalt bestimmt – aber doch durch das Kreuz geeint.

Golgatha, Akropolis und Kapitol

Dieses Europa als ein Haus der Werte steht mit seiner Identität auf drei Hügeln: Golgatha, Akropolis und Kapitol. Aus Christentum, griechischer Philosophie sowie römischem Recht ist das geistige Europa geformt.

Den Griechen verdankt der europäische Kulturkreis den Geist der Philosophie, den Aufbruch zur Wissenschaft, die Offenheit für die Künste und die Demokratie. Den Römern verdankt Europa die Stiftung einer Rechtsordnung, den Sinn für sozialen Aufstieg, Bürgerrecht und Toleranz und gestaltete Verwaltung bis hin zum Dezimalsystem. Jerusalem schließlich verdankt Europa die Bibel, die prä-

gende Religion, die Botschaft der Liebe, das bestimmende Bild vom Verhältnis zwischen Gott und Mensch.

Europa ist überzogen von Marksteinen christlicher Präsenz, von Kirchen und Klöstern, Schulen und Hospitälern, Wegkreuzen und Kapellen. Der Rhythmus der Zeit trägt eine christliche Gestalt, von der Siebentagewoche, die mit dem Tag der Auferstehung ihren Anfang nimmt, bis zum liturgischen Kalender, der den Jahreslauf bestimmt. Und vor allem: Das Bild vom Menschen ist von hier aus geprägt: das Bild von der menschlichen Person, die aus dem Gegenüber zu Gott ihre unantastbare Würde empfängt. Der Kontinent ist und bleibt das große historische Gefäß unserer Identität.

Doch der Beitrag des Christentums für Europa trägt auch eine emanzipatorische Kategorie in sich, die letztlich die Trennung von Politik und Religion ermöglichte. Zentraler Bezugspunkt ist hier das Wort Jesu aus dem Lukas-Evangelium: „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ (Kapitel 20, 25). Damit hat das Christentum maßgeblich zur Formung der europäischen politischen Kultur und durch sie der modernen westlichen Welt beigetragen. Auch wenn es selbst diese Unterscheidung erst in quälenden Prozessen lernen musste. Der Freiheitsgewinn daraus ist historisch beispiellos, die offenen, demokratischen Gesellschaften Europas eröffnen dem Einzelnen eine liberale Dimension von Leben, die zuvor unbekannt war. Auch die Dynamisierung des Fortschritts und seiner enormen zivilisatorischen Erfolge hängt mit dem neuzeitlichen Freiheitsimpuls Europas eng zusammen. Es gibt also alte, tiefe und gute Gründe, warum wir Europa verteidigen und leben sollten. ■



Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichneter Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. Er ist Gründungsherausgeber des Polit-Magazins Cicero und war unter anderem Chefredakteur des Magazins Focus. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien, so der Wirtschaftskurier und The European.

Foto: Christian Wiediger

Journalist und Christ – geht das überhaupt?

Wenn mich jemand fragt, was ich bin oder als was ich arbeite, dann antworte ich meist: Journalist und Christ. Das sorgt oft für Verwunderung. Wie passt das denn zusammen? Widerspricht sich das nicht sogar? | VON MICHAEL VOSS

Als Christ habe ich einen eindeutigen Auftrag. Ich soll Menschen davon überzeugen, dass es für sie besser ist, mit Jesus zu gehen, ihm zu folgen. In Matthäus 5,14–16 heißt es: „Ihr seid das Licht der Welt. (...) Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Jesus sagt, wir sollen ein gutes Beispiel sein und durch unsere guten Werke die Leute rundherum davon überzeugen, den Vater im Himmel zu preisen. Das weiß ich als Christ und versuche danach zu leben.

Als Journalist wiederum soll ich nicht Leute von einer Sache überzeugen, sondern möglichst objektiv über die Dinge, die passieren, berichten. Der frühere Tagesthemen-Moderator Hanns Joachim Friedrichs soll einmal gesagt haben: „Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache – auch nicht mit einer guten Sache.“ Also: Ich, als Journalist, zeige nicht, wie ich über etwas denke, Distanz, keine Nähe. Berichterstatte, kein lebendiges Beispiel.

Ein Widerspruch zwischen dem Christen und dem Journalisten? Gott schafft es immer wieder uns in Erstaunen zu versetzen. So wird es für uns nicht langweilig und solche Erlebnisse prägen sich ein. Mir gefällt diese Sichtweise viel besser.

Für mich war im Oktober 2015 so ein Tag, an dem mich Gott zum Staunen brachte. Damals war ich durch einen Tipp von Google Deutschland in Borna, einer sächsischen Kleinstadt im Süden von Leipzig, unterwegs. Es ging um einen Radiobericht über einen Verein, der Sprachunterricht für Flüchtlinge organisiert.

In den Kellerräumen der katholischen Gemeinde St. Joseph traf ich rund 30 Jugendliche aus dem Iran und aus Afghanistan beim Deutschlernen. Der Lehrer und seine Frau stammten ebenfalls aus dem Iran. Beide waren vor einiger Zeit als verfolgte Christen nach Deutschland geflüchtet. Der Mann hat im Iran als Ingenieur gearbeitet. Und dann sitzt da noch einer der Vereinsgründer. Er stammt aus Südafrika und ist über seine Frau, die Deutsche ist, nach Sachsen gekommen. Auch er ist Christ – aus einer freien Gemeinde im Ort. Ein weiteres Ehepaar, das sich in der Landeskirche engagiert, gehört zu den Helfern.

Für mich ist es schon jetzt ein Wunder. Fünf evangelische Christen, die an einem Projekt arbeiten, das in den Räumen der Katholischen Kirche stattfindet. Das kann kein Zufall sein. Im Gespräch erfahren wir viel übereinander. Ich erzähle, dass ich auch Christ bin. Am Ende hat irgendwer die Idee zu beten. Und so bringt jeder von uns seine Gedanken zu Gott. Wir beten laut. Hörbar und sichtbar für die jugendlichen Sprachschüler. Wünsche für das Projekt, für die Schüler und auch für die Flüchtlinge, die noch irgendwo unterwegs sind.

Christ und Journalist – ein Widerspruch? Seit diesem Tag weiß ich es genau: Nein, das ist kein Widerspruch. Mein Bericht erschien gewohnt neutral. Denn ich kann weiter möglichst objektiv berichten. Aber ich kann genauso den christlichen Gedanken an meine Gesprächspartner weiterleiten. Es reicht, dass ich mich – genau wie alle anderen Christen – in diesen persönlichen Gesprächen zu erkennen gebe und mich als Christ oute. Während wir beteten, waren wir zusammen ein Beispiel für die 30 jungen Schüler, von denen sicherlich die meisten Muslime waren.

Wie heißt es noch im Matthäus-Evangelium? „Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind.“ Gott sorgt immer wieder für Wunder. ■



Foto: pro/Norbert Schäfer

Michael Voß ist Redakteur bei MDR Aktuell. Privat betreibt er die Seite quellencheck.de. Dort gibt er Hinweise, wie Mediennutzer die Quellen und Glaubwürdigkeit von Beiträgen untersuchen können. Er lebt in Halle/Saale, gehört einer Pfingstgemeinde an und ist ehrenamtlich als Vorsitzender des Christlichen Medienverbundes KEP aktiv.

Bild: bobmadob, lightstock



Schauspieler Chris Pratt:

„Lerne zu beten! Es ist gut für deine Seele!“

Chris Pratt ist einer der erfolgreichsten Hollywoodstars der vergangenen Jahre. Gleichzeitig hat er eine entspannte Art, Menschen mit seinem christlichen Glauben zu erreichen. | VON MICHAEL MÜLLER

Gott ist echt. Gott liebt dich. Gott möchte das Beste für dich. Glaube das – ich tue es“, sagt der Hollywood-Schauspieler Chris Pratt auf der Bühne der MTV Movie Awards. Es sind ungewöhnliche Worte, die der Star von Blockbustern wie „Guardians of the Galaxy“ und „Jurassic World“ bei der ansonsten eher oberflächlichen und inhaltslosen Feier der Eitelkeiten predigt. Die Botschaft verpackt der 29-Jährige geschickt zwischen zwei eher humorig gemeinte Tipps, die sich um das Verabreichen von Hundemedizin in Burger-Form und das richtige Aufs-Klo-gehen drehen. Pratt hat gerade den Generationspreis für seinen bemerkenswerten Beitrag zur Film- und Fernsehgeschichte erhalten. In den neun Lebensregeln seiner Rede, die sich an die nächste Generation richten, sagt er auch: „Lerne zu beten! Es ist einfach und so gut für deine Seele!“

Der Aufstieg von Pratt zu einem der bestbezahlten und populärsten Kinostars der Welt verlief recht ungewöhnlich. Erst war er Vertreter, lebte dann mittellos in einem kleinen Bus am Strand von Hawaii, bis ihn jemand mit in die Kirche nahm. Pratt glaubt, dass ihm der Weg in die erste Riege der Hollywood-Schauspieler von Gott vorherbestimmt war, wie er dem amerikanischen Magazin Vanity Fair erzählte.

Einer breiteren Öffentlichkeit wurde Pratt bekannt als eher knuffiger, fast nerdiger Zeitgenosse in der TV-Serie „Parks and Recreation“ im Jahr 2009. Er spielte in der Serie um ein Grünflächenamt einen Charakter, der von seiner Freundin abserviert wird und fortan in einem Bau-

Foto: Universal Pictures International Germany GmbH 2018

loch hinter ihrem Haus lebt, um sie zurückzugewinnen. Damals war noch nicht zu erahnen, dass aus diesem pausbäckigen Antihelden einmal ein durchtrainierter Actionstar werden sollte, der in einigen der erfolgreichsten Hollywoodfilmen aller Zeiten die Hauptrolle spielt.

Pratts Vater war Bergarbeiter. Je nach Job zog die Familie deshalb viel in den USA umher. Der Bruder des Hollywoodstars brachte ihn an der Highschool zum Theater. Der Vater starb an den Fol-

wieder genau das Gleiche vorzutragen und sich selbst präsentieren zu müssen, empfindet er in der Rückschau als perfekte Vorbereitung für seine Schauspielkarriere. Vor allem das Vorsprechen und die regelmäßige Ablehnung durch Kunden habe ihn gestählt. „Unter anderem deswegen glaube ich an Gott und das Göttliche“, sagt Pratt. Es habe sich so angefühlt, als stecke ein großer Plan hinter seinen teils beschwerlichen Lebensstationen.

Hause besuchen, bittet er gelegentlich vor dem Essen, sich hinzuknien, ihm die Hände zu geben und mit ihm zu beten. Er danke Gott so für das Essen und das Leben.

Pratt war mit der Hollywood-Schauspielerin Anna Faris („Smiley Face“, „The Hot Chick“) verheiratet. Sie haben einen sechsjährigen Sohn, der Jack heißt. Als Jack geboren wurde, kam er neun Wochen früher als geplant auf die Welt. Seinen ersten Monat verbrachte er auf der Intensivstation für Neugeborene. In dieser dunklen Zeit gab der Glaube dem Schauspieler und seiner Frau Halt. „Wir haben sehr viel gebetet“, sagt Pratt. Nicht, dass es eine Bestätigung seines Glaubens gebraucht hätte, sagt er. Aber diese Situation habe das Verhältnis zu Gott nochmals



Fotos: Universal Pictures, Walt Disney Studios Motion Pictures

Zu Chris Pratts populärsten Filmen zählen die Dinosaurier-Blockbuster „Jurassic World 1 & 2“ und das Marvel-Werk „Guardians of the Galaxy“ (r.).

„Die Situation mit meinem Sohn hat mein Verhältnis zu Gott nochmal neu definiert.“

gen von Multipler Sklerose, welche er jahrelang nicht behandeln ließ, weil er die Krankheit nicht akzeptieren wollte. Pratts Mutter arbeitete in einem Supermarkt. Die Pratts konnten ihr Haus nicht mehr finanzieren und zogen in ein Wohnmobil. Um Geld zu verdienen, suchte sich Pratt einen Job.

An den Haustüren verkaufte er Coupons für Ölwechsel oder Urlaube. „Ich konnte das sehr gut“, erzählt er. Immer

Ein Schulfreund lud Pratt in einer persönlichen Krise nach Hawaii ein, schenkte ihm das Flugticket. Dort schlug er sich mit Kellner-Jobs durch, lebte am Strand in einem kleinen Bus und fühlte sich ziemlich verloren. Als er vor einem Supermarkt saß und auf Freunde wartete, sprach ihn ein älterer, asiatisch aussehender Mann an.

„Jesus hat mir gesagt, dass ich dich ansprechen soll“, sagte der Fremde. Pratt hatte gegen seinen Impuls, misstrauisch zu sein, das Gefühl, dem Mann folgen zu müssen. Zusammen gingen sie zu einer Kirche. In den folgenden Tagen beschloss Pratt, sein Leben zu ändern. Kurz darauf entdeckte ihn eine Schauspielerin bei einem Kellner-Job im Restaurant, holte ihn nach Los Angeles, wo er dann einen Fuß in die Filmindustrie bekam.

Pratt glaubt seit seiner Begegnung auf Hawaii an Jesus. Journalisten, die ihn zu

neu definiert. Ärzte sagten den Eltern voraus, dass Jack ein Leben lang mit Behinderungen zu tun haben würde. Aber Gott habe ihren Sohn geheilt.

2017 trennte sich das Paar nach acht Jahren Ehe. Wenn es nach Gott geht, sollten Ehen ein Leben lang halten. Für Hollywood-Verhältnisse sind schon acht Jahre eine halbe Ewigkeit. Die dann folgenden Schlagzeilen sind wiederum bezeichnend für den gläubigen Christen Pratt. Die Boulevardzeitschriften berichteten im Juni von Dates mit Arnold Schwarzeneggers Tochter Katherine. Die Geschichte ist für die Presse nicht nur spannend, weil es zwei berühmte Menschen sind. Denn Pratt und die ebenfalls gläubige 28-Jährige sollen sich versprochen haben, mit dem ersten Sex bis zur Hochzeitsnacht zu warten. Pratt bleibt seinem für Hollywoodstars eher ungewöhnlichen Weg treu. ■

PRIESTERIN IN SPE

Jacqueline Straub will katholische Priesterin werden. Das ist so gut wie unmöglich: Frauen sind in der Katholischen Kirche nicht als Geistliche vorgesehen; das hat der Vatikan bereits mehrfach bestätigt. Darum arbeitet die 28-Jährige erst einmal als Journalistin. Doch Straub fühlt sich berufen und kämpft für ihr Ziel – die Aufmerksamkeit der Medien ist ihr gewiss. |
VON JONATHAN STEINERT

Jacqueline Straub fing als Teenager Feuer für den Glauben. Heute arbeitet sie als Journalistin bei einem christlichen Sender.



Foto: Meli Straub

Hätte an jenem Morgen nicht die lokale Zeitung vor der Tür des Hauses in Freiburg gelegen, in dem Jacqueline Straub als Studentin wohnte – vielleicht wäre vieles ganz anders gekommen. Aber sie lag nun einmal da. Das tat sie sonst nie. Und weil die junge Frau neugierig war, nahm sie die Zeitung mit in ihre Wohnung, wollte nur einmal einen Blick hineinwerfen und sie dann wieder für den rechtmäßigen Besit-

zer auf den Treppenabsatz zurücklegen. Was drin stand, fesselte ihre Aufmerksamkeit: Der in Freiburg ansässige katholische Herder-Verlag plante, ein Buch mit Texten herauszugeben, die Bürger der Stadt an Papst Benedikt XVI. schreiben, als Geschenk, wenn der deutsche Papst zu Besuch kommt. Wer mochte, konnte seinen Text beim Verlag einreichen. Das war 2011. Straub, Studentin der Katholischen Theologie, sagte sich: Ich mache mit. Sie überlegte, ein Gedicht zu verfassen. Doch Dichten gehörte nicht gerade zu ihren Stärken. Später entschied sie sich, dem Oberhaupt ihrer Kirche einen Brief zu schreiben: davon, dass ihre Kommilitonen und sie gerade viel über den Zölibat diskutierten, ob nicht die priesterliche Pflicht, unverheiratet zu bleiben, aufgehoben werden könne. Und sie schrieb davon, dass sie selbst gern Priesterin werden würde.

Straub dachte sich nichts weiter dabei, als sie den Brief beim Verlag einreichte. Sicherlich zu liberal, um abgedruckt zu werden. Doch er erschien im Buch für den Papst. Mehrere Regionalzeitungen berichteten darüber, dass Straub ihren provokanten Wunsch dem Papst mitteilte. Denn „Frau“ und „Priester“ sind zwei Begriffe, die im System der Katholischen Kirche in etwa so gut zusammenpassen wie Pinguin und Nordpol. Gut ein Jahr später bekam Straub eine Anfrage, an der Dokumentation „Jesus und die verschwundenen Frauen“ als Protagonistin mitzuwirken. Sie sagte zu. Der 45-minütige Film lief 2013 im ZDF, ORF, später im SRF und auf Phönix. Seitdem ist Straub eine öffentliche Person, kaum ein Monat vergeht, in dem sie mit ihrem Anliegen nicht in der Presse oder im Fernsehen ist. Auch bei Reinhold Beckmann und Markus Lanz saß sie schon im Talk-Sessel. Ihr Kampf ist kühn und nahezu aussichtslos, dazu ist Straub eloquent, hübsch und sympathisch. Der Stoff und die Protagonistin sind wie für die Medien gemacht. Dabei hat es die junge Frau gar nicht drauf angelegt.

Jesus berief Männer

Dass sie Priesterin werden will, weiß Straub, seit sie Teenager war. Aufgewachsen in einer traditionell katholischen Familie, deren Gottesdienstbesuch sich vor allem auf Ostern und Weihnachten beschränkte, konnte sie als Kind wenig mit der Kirche anfangen. „Die Kirche war ein fremder Ort für mich“, erzählt sie. Nachdem die Familie in einen anderen Ort gezogen war, hatte Straub dort eine Freundin, freikirchlich und sehr gläubig. „Ich hatte bis dahin niemanden mit einem so lebendigen Glauben kennengelernt“, sagt Straub.

Sie besorgt sich eine Bibel, die in die Handtasche passt, und fährt mit ihrer Freundin auf ein christliches Sommercamp. Dort, mit 15 Jahren, fängt sie Feuer für den Glauben. Sie spürt: Gott hat etwas vor mit mir. Sie will das tun, was ihr Pfarrer tut, den sie cool findet, der ihre Sprache spricht. „Aber ich habe den Wunsch schnell von mir gestoßen, denn ich wusste, das geht nicht.“

Mit 17 Jahren steigt sie in ihrer Gemeinde als Ministrantin ein. Sie will vor allem die Dienste am Altar übernehmen, um möglichst nah dran zu sein am Geschehen: die Gaben für die Eucharistiefeier an den Altar bringen, dem Priester Wasser und Wein reichen, die Glocke bei der Wandlung des Mahles schellen. Ermutigt von ihrem Pfarrer und dem Pastoralreferenten beginnt Straub nach dem Abitur ihr Theologiestudium in Freiburg. Als sie Papst Benedikt schreibt, ist sie im dritten Semes-

ter. Eine Antwort bekommt sie von ihm nicht. An Franziskus hat sie auch schon zweimal geschrieben, ein dritter Brief ist in Arbeit. Auf ihren ersten Brief an ihn antwortete Pietro Parolin, der Staatssekretär des Papstes, freundliche Floskeln. Die Reaktion auf das zweite Schreiben fällt deutlicher aus: Es tue ihm leid, aber Frauen könnten nicht zum Priesterdienst berufen sein. Erst in diesem Jahr hat der Präfekt der Glaubenskongregation die dogmatische Festlegung bestätigt, dass Frauen von der Priesterweihe grundsätzlich ausgeschlossen sind. Auch Papst Franziskus selbst hat sich in seinem Schreiben „Evangelii gaudium“ so geäußert. Die Spitze der Katholischen Kirche sieht in dieser Frage keinen Diskussionsbedarf.

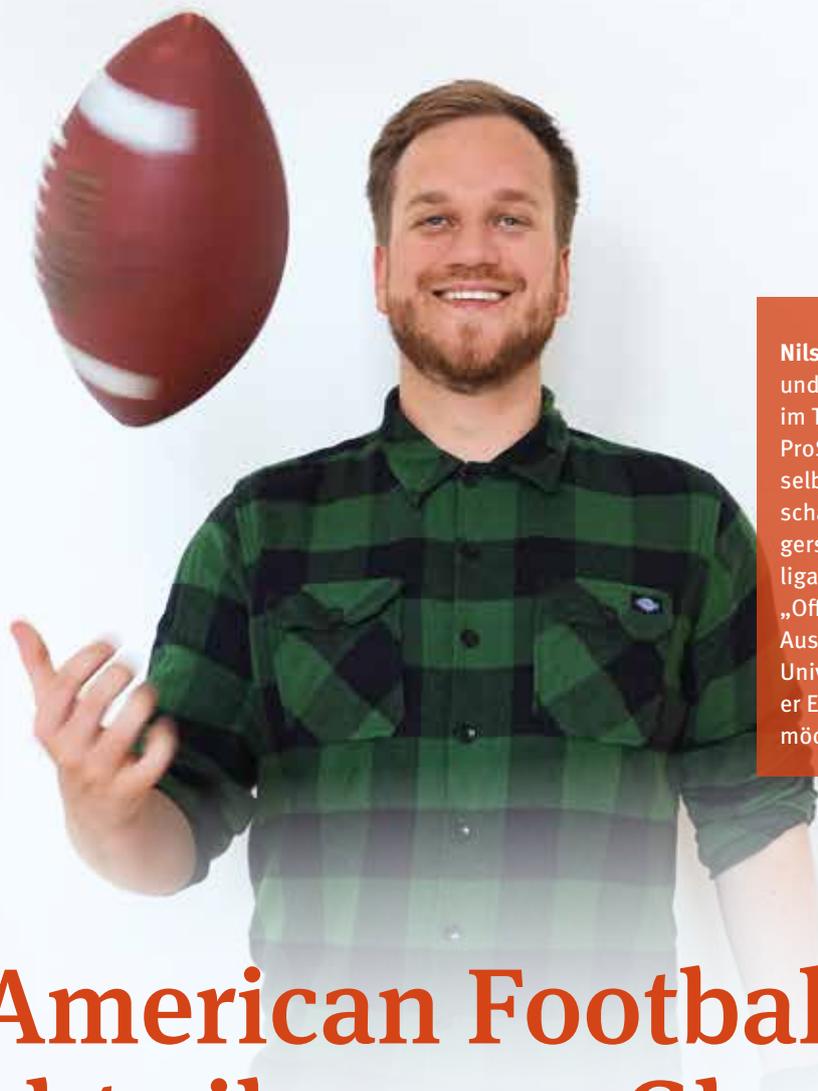
Die Kirche aus dem Koma kicken

Die Begründungen, die seinerzeit Johannes Paul II. und zuvor schon Paul VI. anführten, lässt Straub nicht gelten. So heißt es etwa, Christus selbst habe nur Männer zu Aposteln berufen, also habe die Kirche nicht die Vollmacht, Frauen zu Priesterinnen zu weihen. Die 28-jährige Theologin sieht in der Aussendung von zwölf männlichen Aposteln ein Bild für die zwölf Stämme der Juden, denen Jesu Botschaft gilt. Außerdem sei in der Bibel nicht von der „Mannwerdung“ Christi die Rede, sondern von seiner „Menschwerdung“. Die theologischen Argumente der Kirche seien falsch. Frauen werde Unrecht getan, wenn ihre Berufung noch nicht einmal geprüft werde. „Die Kirche schränkt Gott ein, wenn sie sagt, er könne keine Frauen berufen.“

Straub hat ihre Argumente parat, wenn sie nach ihrer Position gefragt wird. Unzählige Male hat sie sie schon vorgebracht in Vorträgen, vor Journalisten, in Diskussionen. Die Konfrontation mit Geistlichen, die anderer Meinung sind, scheut sie nicht, auch nicht vor der Kamera. „Ich bekomme immer neue Kraft von Gott, sonst könnte ich es nicht.“ Trotz der vielen Niederlagen in der Auseinandersetzung mit der kirchlichen Leitung weiß sie viele Unterstützer hinter sich, auch aus der Kirche selbst und ebenso aus anderen Ländern. Ab und zu laden Priester und Diakone sie ein zu predigen.

Dass sich die Medien so für ihr Anliegen interessieren würden, hätte sie nicht erwartet. „Ich kannte die Medienlandschaft nicht wirklich gut“, gesteht sie. Heute nutze sie die Medien auch selbst aktiver, um ihr Anliegen in die Öffentlichkeit zu bringen. Auf Facebook und Instagram postet sie regelmäßig Gedanken über die Kirche und ihr eigenes Glaubensleben, ihr Nutzernamen auf Twitter ist „@JaciForPriest“. Drei Bücher hat sie mittlerweile geschrieben. Zwei zu ihrem Lebensthema; mit ihrem neuesten Buch will die Hobbyboxerin ihre Kirche „aus dem Koma kicken“, wie es im Titel heißt: Die solle mehr die Jugend ansprechen, mehr Jesus predigen, mehr den Glauben statt die Moral in den Vordergrund stellen – und natürlich Frauen weihen.

Nach ihrem Auftritt bei „Beckmann“ riet ihr damaliger Professor, der auch für Priesterinnenweihe ist, Straub solle sich besser keine Arbeit in der Kirche suchen. Sonst könnte sie Schwierigkeiten bekommen, wenn sie weiterhin ihren Weg zur Priesterin freikämpfen würde. So arbeitet Straub als Journalistin beim christlichen Sender ERF Schweiz. Als einzige Katholikin in der Redaktion. Sollte sie tatsächlich irgendwann katholische Priesterin werden, wird zuvor der Zölibat gefallen sein. Denn verheiratet ist sie schon. ■



Nils Müller ist 25 Jahre alt und kommentiert seit 2016 im Team von „ran NFL“ auf ProSieben Football-Spiele. Er selbst ist Coach der Mannschaft „Recklinghausen Chargers“, eines Vereins der Oberliga NRW. Außerdem ist er „Offense Coordinator“ der U17-Auswahl für NRW. An der Ruhr-Universität Bochum studiert er Evangelische Theologie und möchte Pfarrer werden.

American Football brachte ihn zum Glauben

Nils Müller ist 25 Jahre alt und hat zwei Leidenschaften: American Football und Theologie. Der Coach der Recklinghausen Chargers, eines Vereins der Oberliga NRW, moderiert für den Fernsehsender ProSieben/Sat.1 Footballspiele und hat vor allem beim amerikanischen Superstar Tim Tebow den Glauben kennengelernt. | **DIE FRAGEN**

STELLTE JÖRN SCHUMACHER

pro: Wie kam es dazu, dass Sie sich für ein Theologiestudium entschieden haben?

Nils Müller: Mir hat in der Schule der Religionsunterricht viel Spaß gemacht. Ich war eigentlich sehr distanziert zur Kirche. Aber ich bin zugleich in Sachen Football sehr aktiv, und zu der Zeit hat der amerikanische Football-Spieler Tim Tebow hohe Wellen geschlagen, der sehr offensiv mit seinem Christsein umgegangen ist. Den fand ich sehr inspirierend. So nahm ich mir als guten Vorsatz für das neue Jahr, einmal in eine Kirche zu gehen und kam auf die Idee, Theologie zu studieren.

Was fasziniert Sie am Football?

Ich hab das Gefühl, dass ich bei diesem Sport nie ausgelernt habe. Diese Komplexität habe ich schon als 14-Jähriger gelernt. Allein, dass man im Verein ein Playbook mit Spielzügen aushändigt, die man auswendig lernen muss, kannte ich vom Fußball nicht. Aber es ist auch ein sehr körperbetonter Sport, der trotzdem so viel Wissen abverlangt und in dem die Situationen immer unterschiedlich sein können.

Wie kam der Kontakt zum Fernsehsender ProSieben zustande?

Ich war schon sehr früh ein Fan der Videospiel-Reihe „Madden“, da kann

man auf der Spielkonsole Football spielen. Ich hatte einen YouTube-Kanal, in dessen Videos ich Football-Spiele kommentiert habe. Freunde sagten, ich mache das so gut, dass ich das genauso gut im Fernsehen machen könnte. Dann gab es das erste Casting der Redaktion von „ran Sport“ des Fernsehsenders ProSieben/Sat.1. Ein Freund schickte mir den Link, und nach erstem Zögern habe ich dort ein zehnmütiges Video eingereicht. Es kam die Antwort aus München, ich solle zum Casting kommen. Mein Kommentieren war ihnen am Ende etwas zu komplex. Ein Jahr später beim Draft (Auswahl der jungen Spieler in die Profi-

Foto: pro/Jörn Schumacher

Liga NFL; die Redaktion) hatte ich meinen ersten Auftritt im Fernsehen.

Was fasziniert Sie besonders an Tim Tebow?

Sein erstes Buch handelt von seiner Zeit beim College-Football. Er selbst wurde immer gehypt als „Der Auserwählte“. Er hat immer auf hohem sportlichem Niveau gespielt, ihm wurde aber sein Leben lang immer gesagt, er müsste eigentlich eine andere Position spielen als Quarterback. Er war einer der besten College-Quarterbacks der Geschichte. Das hat mich immer fasziniert: Woher nimmt ein Mensch, dem immer gesagt wird, eigentlich solle er etwas anderes machen, die Kraft, sich dagegen zu stellen und sein eigenes Ding zu machen? Außerdem fasziniert mich seine Art als Teamspieler. Jeder sagte: „Tim Tebow ist einer der besten Teamkameraden, den ich je gehabt habe. Er zieht Leute hoch, er inspiriert, er verurteilt nicht.“ Es gibt, auch im Fußball, immer Leute, die sich selbst zur Marke machen, und die muss toll präsentiert werden. Tebow aber war ein Spieler, der sich komplett zurücknahm, der auch bei Niederlagen Haltung bewahrte und wusste: Das ändert nichts daran, wer ich bin. Da habe ich mich gefragt, woher diese Kraft kommt.

Und woher nimmt er die Kraft?

Die Frage, wenn alles auf mich einprasselt, ist: Wer bist du eigentlich in dieser Welt und was macht deinen Wert aus? Tim Tebow hat diese Frage für sich sehr gut beantworten können. In der NFL ging seine Karriere sehr schnell den Bach hinunter, und trotzdem hat ihn das nicht davon abgehalten, weiter seinen Weg zu gehen und weiter inspirierend zu sein. Wichtig ist da die Rechtfertigungslehre vom Opfertod Jesu und die Aussage, dass ich von Gott geliebt und als Mensch wertvoll bin, egal was mir passiert; dass ich meine Talente nutzen kann, um ein Segen für diese Welt zu sein. Und dass es mich als Menschen erst einmal nicht mehr oder weniger wertvoll macht, ob ich ein Spiel gewinne oder verliere. Das haben mir die Biographie von Tim Tebow und seine christliche Haltung gezeigt.

Können Sie viele Beispiele und Bilder aus dem Football für Ihre Predigten nehmen?

Ich sehe wahnsinnig viele Parallelen. Ich wollte als Trainer nie alles auf Leistung trimmen, sondern mir war es wichtig, dass die Gemeinschaft zusammen-

wächst. Und dass die Teammitglieder sich als Menschen sehen und nicht nur als Spieler. Wenn ich zu meinen Spielern gehe und sage: „Dies oder jenes hast du nicht gut gemacht“, dann nehmen viele Spieler das persönlich. Deswegen ist es schön, wenn man das voneinander trennen kann, was persönlich ist und was den Sport betrifft. Und das mache ich – aus christlicher Motivation heraus. Neulich sind wir alle zum Spiel gekommen und ich fragte einen Spieler, wie es ihm gehe. Der antwortete: „Coach, ich bin topfit, ich kann heute spielen.“ Da sagte ich ihm: „Ich wollte eigentlich gar nicht wissen, ob du spielen kannst, sondern wie es dir geht.“ Gerade im Sport ist manches schnell überzuehtet. Wenn ich mir so ansehe, was die heutige Sportpsychologie über Teamarbeit sagt, denke ich mir oft: Da brauche ich kein Sportpsychologe zu sein, da kann ich auch christlich gesinnt sein und vernünftig mit meinen Mitmenschen umgehen. Da sind das Evangelium und die Rechtfertigungslehre sehr anschlussfähig, um gerade in diesem Umfeld deutlich zu machen: Es kommt hier nicht nur auf sportliche Leistung an. American Football ist sowieso ein Sport, der durch seinen Team-Zusammenhalt viele gemeinschaftsfördernde Elemente in sich trägt, und das ist sehr kompatibel mit Glauben und Gemeinde.

Welche Verbindungen zwischen Ihrem Job als Coach und Ihrem Berufswunsch Pfarrer gibt es noch?

Predigten sind ja dann schön, wenn sie authentisch sind, wenn sie aus dem Leben des Predigers kommen. Mein Leben ist nun einmal zu einem großen Teil der Football. Unabhängig davon schreibt der Football natürlich solche Geschichten, die sich für Vergleiche eignen, etwa von Leuten, die sich gegen alle Widrigkeiten durchsetzen. Ich habe damals jedenfalls bei Tim Tebow gedacht: Warum verhält er sich jetzt so? Das ist eigentlich nicht logisch. Er könnte auch seinen Mitspieler ausschimpfen, wenn der einen Ball nicht gefangen hat. Stattdessen sagt er: Den nächsten fängst du ganz bestimmt! Ich persönlich bete vor jedem Spiel. Das hilft mir, runterzukommen und ruhig zu bleiben. Und es relativiert alles ein bisschen: Es ist zwar wichtig, gut zu spielen, aber nicht das Wichtigste im Leben. Es passiert auch schon mal, dass Spieler zu mir kommen, die um meinen Hintergrund wissen, und sagen: „In meiner Fa-

milie ist etwas nicht in Ordnung, können wir mal darüber quatschen?“ Dann habe ich natürlich ein offenes Ohr.

Haben Sie Vorbilder?

Gerade in Amerika gibt es viele Sportler, die aus einem baptistischen Hintergrund kommen und ein deutlich größeres missionarisches Bewusstsein haben und das viel offener leben als die Menschen hierzulande. Ich bin zum Beispiel ein großer Fan der Philadelphia Eagles. Deren Quarterback Carson Wentz hat eine christliche Hilfsorganisation gegründet und geht sehr offensiv damit um. Von den Eagles haben sich letztes Jahr reihenweise Leute in Planschbecken taufen lassen. Aber auch Russell Wilson, den Quarterback der Seattle Seahawks, finde ich total beeindruckend, weil auch der ein großartiger Teamplayer ist. Im Gegenteil vielleicht zu den Cristiano Ronaldos oder Odell Beckhams (dem Wider Receiver von den New York Giants, Anm. d. Red.), die in erster Linie Stars sind und dann Sportler und Teammitglieder. Ich frage mich immer: Wonach suche ich denn im Profi-Football? Ich verdiene viel Geld, ich kann den Sport machen, den ich liebe, aber eigentlich ist das doch eine sehr angreifbare Position. Verletzungen können einen jeden Tag erwischen, und du kannst jeden Tag nicht mehr gut genug sein. Ich glaube, dass gerade in Amerika viele Footballspieler viel mehr darauf bedacht sind zu sehen: Wo komme ich her, was macht mich aus? Da finden in Amerika viel mehr Menschen den Glauben als Antwort für sich.

Könnten diese drei Werte „Football, Faith and Family“ auch nach Deutschland schwappen?

Ich weiß nicht, inwiefern es anerzogen ist, der Glaube gehört oft auch einfach mit zur Sozialisation dazu. Ich glaube schon, dass viele Menschen heutzutage auf der Suche sind nach einem tieferen Sinn. Aber ich frage mich: Warum sehen die Menschen hierzulande nicht im Glauben eine Antwort auf die Herausforderungen, die an sie gestellt werden? Wenn Menschen etwa sagen: Ich lebe nur noch für meine Arbeit, ich bin nicht wirklich glücklich, warum fragen die Leute dann erst ganz zuletzt nach Kirche und Evangelium? Das scheinen wir ja offenbar verschlafen zu haben. Warum musste ich erst nach Amerika schauen, um auf die Idee zu kommen, mal in eine Kirche zu gehen?

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Gut beraten in der Krise

Eine Krise muss nicht gleich das Ende einer Ehe bedeuten. Oft hilft es, wenn jemand von außen einen Blick auf die Beziehung wirft. pro stellt verschiedene christliche Angebote zur Eheberatung vor. | VON SWANHILD ZACHARIAS



Im vergangenen Jahr wurden in Deutschland 153.500 Ehen geschieden. Das klingt viel, ist aber so wenig wie seit 25 Jahren nicht mehr. Weniger Paare haben sich zuletzt 1992 getrennt. Bei den meisten erfolgte die Scheidung 2017 im „verflixten siebten Jahr“. Durchschnittlich waren Paare vor einer Scheidung 15 Jahre miteinander verheiratet und befanden sich in den Mittvierzigern.

In einer Krise kann es helfen, die Lage zusammen mit jemandem zu analysieren, der von außen einen Blick auf die Beziehung wirft. Es gibt eine Reihe von Angeboten zur Eheberatung, die Wert auf die christliche Perspektive legen. pro präsentiert eine Auswahl, unter anderem aus dem freikirchlich, landeskirchlich oder katholisch geprägten Bereich. ■

Wenn die Ehe kriselt, kann eine Beratung helfen.

TEAM.F – Neues Leben für Familien e.V.

Die christliche Organisation will Ehen und Familien fördern und stärken. TEAM.F steht der Deutschen Evangelischen Allianz nahe, arbeitet aufgrund von christlichen Werten und legt Wert auf biblische Grundsätze. Alle Mitarbeiter sind Christen verschiedener Konfessionen. In ganz Deutschland gehören über 100 selbstständige Berater der Organisation an.

Art der Beratung: TEAM.F bietet sowohl eine große Auswahl an Seminaren zum Thema Ehe und Partnerschaft an, hilft aber auch bei der Suche nach Ehe- und Lebensberatern aus dem eigenen Netzwerk an den jeweiligen Orten. Ein Seminar dauert meistens ein bis drei Tage. Bei einer Paarberatung erstrecken sich die Sitzungen über einen längeren Zeitraum.

Kosten: Unterschiedlich. Je nachdem, ob es sich um ein Seminar oder um eine individuelle Paarberatung handelt.

Ort: deutschlandweit.

Der christliche Aspekt: „TEAM.F hilft Paaren die allgemeinen christlich-ethischen Werte wie Einheit, Versöhnung und ‚einander Achten‘ aus der persönlichen Beziehung zwischen Christus und der Gemeinde in ihrer Ehe umzusetzen. Die Ehe ist eine Liebes-, Arbeits- und Anbetungsgemeinschaft. Ein Paar ist berufen, dies in einer sich ergänzenden Einheit zu verwirklichen. Dazu gibt TEAM.F alltagsnahe Ratschläge.“ TEAM.F

Kontakt: Unter www.team-f.de finden sich eine Übersicht über alle Seminare und eine Aufstellung aller Berater in Deutschland. Per E-Mail ist die Organisation unter info@team-f.de und per Telefon unter 02351 81686 zu erreichen.

Weißes Kreuz e.V.

Das Weiße Kreuz wurde 1890 in Berlin gegründet und bietet seitdem Informationen und Beratung zu aktuellen Themen, Fragen und Konflikten rund um Sexualität und Beziehung an. Das Netzwerk umfasst etwa 215 Berater/innen in ganz Deutschland, davon 24 in fester Anstellung, die anderen in freiberuflicher Tätigkeit.

Art der Beratung: Paarberatung und Beratung einzelner Partner in Ehekrisen, Bewältigung von Scheidung, Fragen der partnerschaftlichen Sexualität. Beratungsgespräche und Gesprächsprozesse mit mehreren Terminen, regelmäßige Publikationen, Vorträge und Seminare. Alle Berater verpflichten sich auf die christlichen Grundlagen und ethischen Leitlinien des Weißen Kreuzes.

Kosten: Unterschiedlich hoch, je nach Berater/in. Paarberatungen sind teurer als zum Beispiel Seminare.

Ort: deutschlandweit

Der christliche Aspekt: „Die Beratung geschieht auf der Grundlage christlicher Werte. Sie ist offen für alle Ratsuchenden unabhängig von ihrer Weltanschauung oder Religion. Markenzeichen des Weißen Kreuzes ist die Verbindung aktueller sexualwissenschaftlicher Erkenntnisse mit der Perspektive biblischer Texte.“ Martin Leupold, Theologe und Geschäftsführer des Weißen Kreuzes

Kontakt: Beratersuche unter www.weisses-kreuz-hilft.de, Bundeszentrale unter www.weisses-kreuz.de oder unter 05609 83990

leben:helfen. Christliche Beratung e.V.

Christen verschiedener (Frei-)Kirchen gründeten 2007 den Verein, um dem wachsenden Bedarf mit zusätzlichen Beratungsangeboten zu begegnen. Zurzeit arbeiten etwa 25 Berater/innen unter dem Dach des Vereins, meist in freier Praxis in verschiedenen Teilen Deutschlands. Ein Fachbeirat prüft die beraterischen Standards. Diese basieren auf denen der Deutschen Gesellschaft für Beratung (DGfB). Die Berater/innen von „leben:helfen“ wollen stabilisieren, zur Arbeit an der Partnerschaft ermutigen und Hilfe zur Selbsthilfe leisten.

Art der Beratung: Paarberatung in mehreren Sitzungen. Innerhalb von vier Wochen nach Kontaktaufnahme wird ein Erstgespräch vereinbart. Dort werden inhaltliche Anliegen und Rahmenbedingungen geklärt, zum Beispiel der/die passende Berater/in ausgewählt, Honorar und ggf. finanzielle Unterstützung festgelegt, Ort, Dauer und Häufigkeit der Treffen. Eine Sitzung dauert 90 Minuten. Die meisten Paare nehmen die Beratung sechs bis neun Monate lang und ein- bis zweimal pro Monat in Anspruch. Neben der Begleitung in Krisen gibt es auch Angebote zur Stärkung und Entwicklung von Partnerschaft, zum Beispiel unter dem Zertifikat Prepare-enrich oder durch „EPL – ein partnerschaftliches Lernprogramm“.

Kosten: Unterschiedlich, je nach Ausbildung und Erfahrung der Berater/innen. Bei Bedarf kann finanzielle Unterstützung durch den Verein selbst beantragt werden.

Ort: deutschlandweit

Der christliche Aspekt: „Alle Berater/innen arbeiten aus der Motivation und auf der Grundlage ihres christlichen Glaubens und Menschenbildes (Apostolikum). Das Angebot gilt allen Personen, unabhängig von ihren religiösen Überzeugungen und anderen Voraussetzungen. Niemandem werden christliche Deutungen aufgedrängt.“ Sven

Dreger, Pastor im Bund evangelisch-freikirchlicher Gemeinden, Supervisor und Koordinator bei „leben:helfen“

Kontakt: Infos unter www.beratung-leben-helfen.de, per Mail unter beratung@beratung-leben-helfen.de oder per Telefon unter 04971 888

Beratungsstelle für Lebens- und Beziehungsfragen am Kirchröder Turm (Diakoniewerk Kirchröder Turm e.V.)

Die Diakonie bietet deutschlandweit 435 Stellen zur Ehe- und Paarberatung an. Eine davon ist seit 22 Jahren die Beratungsstelle am Kirchröder Turm in Hannover. Die Berater/innen arbeiten im interdisziplinären Team und nehmen regelmäßig Supervision und Intervision in Anspruch. Auch Gespräche auf Englisch und Spanisch werden angeboten.

Art der Beratung: Paarberatung in mehreren Sitzungen. Die Ehepaare bestimmen das Ziel der Beratung. Die Themen können zum Beispiel sein: Kommunikation, über unterschiedliche Wünsche, Bedürfnisse, Konflikte sprechen, verhandeln lernen, Ärger-Management und Streitregeln, Sexualberatung, Prozesse von Verstehen-Vergeben-Verzeihen, Rollenbilder von Familie und Partnerschaft, ungelöste emotionale Themen, zum Beispiel aus der Kindheit, die sich im Verhalten, Erwartungen und Wünschen gegenüber dem anderen äußern und oft zu Streit führen. Die Paare bekommen auch Hilfe, sollte eine Trennung notwendig sein. Der Zeitaufwand variiert. Ein Beratungsprozess erstreckt sich im Durchschnitt über fünf bis zehn Beratungsstunden. Ein Gespräch dauert 50 Minuten. Zu Anfang können doppelstündige Gespräche sinnvoll sein.

Kosten: Pro Beratungsgespräch 45 bis 70 Euro, in Abhängigkeit von der finanziellen Situation des Paares (Selbsteinschätzung, zwei Prozent des monatlichen Nettoeinkommens).

Ort: Hannover. Weitere Beratungsstellen der Diakonie deutschlandweit.

Der christliche Aspekt: „Unser Christsein äußert sich in unserer offenen und wertschätzenden Haltung den Paaren gegenüber. Wir begleiten verstehend und annehmend, ohne moralisch zu urteilen. Wir sind für Christen da wie auch für Menschen ohne oder anderer Religionszugehörigkeit. Wir sind offen, wenn Paare Glaubensthemen ansprechen, und integrieren diese in den Beratungsprozess.“
Marlies Stockmeier, Leiterin der Beratungsstelle

Kontakt: Alle Beratungsstellen der Diakonie finden sich unter hilfe.diakonie.de. Die Beratungsstelle Kirchröder Turm unter www.beratungsstelle-am-kirchroeder-turm.de, per Mail unter beratungsstelle@dw-kt.de oder per Telefon unter 0511 954 98-88.

Katholische Bundeskonferenz Ehe-, Familien- und Lebensberatung (KBK EFL)

Die KBK EFL vereinigt die 27 Bistumsverantwortlichen für die Ehe-, Familien- und Lebensberatung (EFL) in den jeweiligen Bistümern und Caritasverbänden. Deutschlandweit gibt es über 350 Beratungsstellen. Meistens sind die Bistümer selbst, und damit die Kirche, Träger der EFL. Strukturell sind die Beratungsstellen an die Generalvikariate und/oder Seelsorgeämter angegliedert. In etwa einem Drittel der Bistümer tragen Ortsverbände der Caritas die Beratungsstellen. Es gelten von der Deutschen Bischofskonferenz verabschiedete fachliche Standards und Qualitätskriterien für die kirchliche Beratung, die sich unter anderem im Ausbildungsniveau und in der Qualitätssicherung der Arbeit abbildet.

Art der Beratung: Einzel-, Paar- oder Gruppenberatung. Bei langen Warteliste bieten die Beratungsstellen kurzfristig ein erstes Orientierungsgespräch an, das dem weiteren Clearing dient. Danach werden zusammen mit den Ratsuchenden die gegenwärtige Krisensituation und das Anliegen besprochen sowie Beratungsziele entwickelt. Die Berater/innen arbeiten mit diagnostischen und therapeutischen Techniken und geben Impulse für die Entwicklung des Paarprozesses. Die KBK EFL bietet auch Onlineberatung an: Mailberatung, Chatberatung und Onlinepaarberatung. Alle Beratungen sind ergebnisoffen, das heißt sowohl bei der Fortführung der Ehe als auch im Trennungsfall werden die Paare beraten. In Beratung spielen auch die jeweiligen Lebensgeschichten und das Verstehen der Konfliktodynamik eine Rolle. Eine Sitzung dauert etwa 90 Minuten, durchschnittlich kommen die Paare sieben Mal.

Kosten: Kostenfrei. Die Beratungsarbeit kann an manchen Stellen durch Spenden unterstützt werden.

Ort: deutschlandweit.

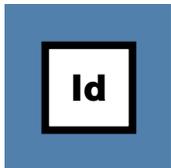
Der christliche Aspekt: „Der christliche Glaube spielt nur eine explizite Rolle, wenn es die Ratsuchenden wünschen oder sich das aus der Thematik ergibt. Wenngleich die Methodik vorwiegend psychologisch-therapeutisch orientiert ist, basiert die Begegnung in der Sitzung auf einem klaren Menschenbild, der Mensch als Ebenbild Gottes, dessen Heil Gott will und dem er Leben in Fülle zusichert. Das Selbstverständnis als katholische Einrichtung wird zum Beispiel daran deutlich, dass in Team- und Mitarbeiterkontexten Rituale und Gottesdienste eine Rolle spielen, in der sich die Mitarbeiter als Gemeinschaft im Glauben erfahren und Stärkung für ihre überwiegend doch belastende Arbeit erfahren.“ Markus Wonka, Vorsitzender der KBK EFL und Leiter der EFL im Bistum Münster

Kontakt: Beratersuche unter www.katholische-beratung.de, Kontakt der Geschäftsstelle per Telefon unter 0228 103234.

Besuchen Sie unsere Seminare!

(06441) 915 166

info@christliche-
medienakademie.de



GESTALTEN MIT ADOBE INDESIGN

TERMIN 2.-3. November
PREIS 220 Euro



EINFÜHRUNG IN DAS MEDIEN- UND PRESSERECHT

TERMIN 16.-17. November
PREIS 185 Euro



GRUNDKURS RHETORIK WER REDET, FÜHRT

TERMIN 23.-24. November
PREIS 185 Euro



KOMMUNIKATIV LEITEN

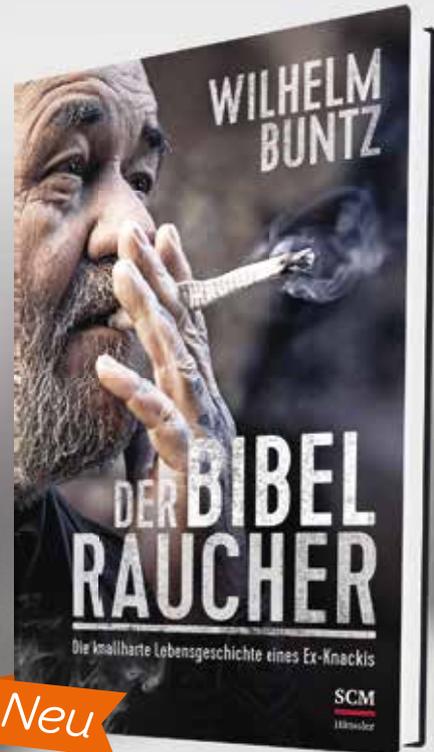
TERMIN 24. November
PREIS 145 Euro

Haben Sie Interesse?

Informationen zu den Angeboten finden Sie unter
christliche-medienakademie.de

SCM-Shop.de

CHRISTLICHE BÜCHER, MUSIK, FILME & GESCHENKE



Ein Leben auf der Kippe

Im Gefängnis greift Buntz zur Bibel. Er liest eine Seite, reißt sie heraus, rollt sich damit eine Kippe. So qualmt er sich bis zum Neuen Testament. Da packt ihn der Text. Gott sagt: »Ich bin treu wie ein liebender Vater.« Ist das möglich? Das Leben mit Gott ist auch knallhart. Knallhart voller Wunder.

Wilhelm Buntz
Der Bibelraucher
395.860 € 17,99
€A 18,50/CHF 27.70*



Online unter: www.scm-shop.de



oder telefonisch: 07031 7414-177

Per E-Mail an bestellen@scm-shop.de

Im Schatten des Ararat

Armenien ist das älteste christliche Land der Welt. Das Selbstverständnis als Nation und die christliche Tradition sind untrennbar miteinander verknüpft. Das hat die konfliktreiche Geschichte mit muslimischen Nachbarn bis hin zum Völkermord an den Armeniern überdauert und prägt die Gesellschaft bis heute. Allerdings haben andere Konfessionen neben der Staatskirche wenig zu melden. | VON JONATHAN STEINERT

Die Region um den Berg Ararat gehört zum historischen Siedlungsgebiet der Armenier. Er liegt jedoch in der Türkei. Im Osmanischen Reich gab es ab Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder Massaker an Armeniern bis hin zum Genozid während des Ersten Weltkrieges. Um den Armeniern sozialdiakonisch zu helfen, wurde 1896 der „Christliche Hilfsbund im Orient“ gegründet. Heute vermittelt der Hilfsbund, der die Recherche für diesen Beitrag unterstützte, in Armenien unter anderem Patenschaften für bedürftige Kinder und Familien.

Das Wasser stieg und stieg, so hoch, bis kein Berg mehr aus den Fluten herauschaute. Nur Noah und seine Familie durften sich mit einer ganzen Reihe von Tieren in der Arche retten. Erst nach 150 Tagen, so berichtet es die Bibel, „wurden die Brunnen der Tiefe verstopft samt den Fenstern des Himmels“ und die Arche setzte auf dem Gebirge Ararat auf. 5.137 Meter ragt der Vulkan in den Himmel, Schnee bedeckt seine Kuppe wie ein weißes Tuch. Sein Nebengipfel, der Kleine Ararat, ist 1.200 Meter niedriger. Ringsherum ist nichts als flaches Land zu sehen, als hätte jemand den Koloss wie einen Baustein auf die Ebene gesetzt. Wundersam, sich hier eine alles bedeckende Flut vorzustellen.

Der Ararat ist das Wahrzeichen Armeniens, ein Nationalsymbol, ein Sehnsuchtsort. Auf dem Staatswappen ist er ebenso zu sehen wie auf dem Ein- und Ausreisestempel im Reisepass. Auf Postkarten und Souvenirs sowieso. Doch so überwältigend er anzusehen ist, so schmerzhaft ist der Anblick für jeden Armenier: Der Berg steht seit rund einhundert Jahren nicht mehr in ihrem Land, sondern in der Türkei. Zum Greifen nah, aber auf der falschen Seite der Grenze.

Der Ort in Armenien, der dem biblischen Berg am nächsten ist, ist das Kloster Chor Virap. Wenige hundert Meter hinter dem Klosterhügel verlaufen Grenzfluss und -zaun. Auf der Zufahrt zum Kloster parken schon Kilometer vorher Autos am Straßenrand, Reisebusse karren Besucher heran, Einheimische und ausländische Touristen machen Selfies vor dem Motiv, das wohl in jedem Armenien-Reiseführer abgebildet ist. Chor Virap war einst die Hauptstadt des armenischen Königreiches. Im Jahr 301 erklärte König Trdat das Christentum hier zur Staatsreligion. Der Legende nach hatte er den christlichen Prediger Gregor den Erleuchter gefoltert und für 13 Jahre in eine unterirdische Gefängniszelle – in die Besucher des Klosters heute hineinklettern können – gesperrt, weil dieser seinem Glauben nicht abschwören wollte. Als der König eine schwere Krankheit bekam, konnte Gregor ihn jedoch heilen, woraufhin sich Trdat taufen ließ und das ganze Land für christlich erklärte.

Begeistert von 1.700 Jahren Tradition

Bis heute verstehen sich die Armenier als christliche Nation. Über 92 Prozent der Bevölkerung gehören der armenisch-apostolischen Kirche an, Protestanten, Katholiken, Freikirchen sowie andere Religionen sind kleine Minderheiten. „Die Gesellschaft ist schon religiös“, sagt Arusik Galstyan, eine junge Frau, die der apostolischen Kirche angehört. „Wir sind alle Christen, auch wenn wir nicht immer in den Gottesdienst gehen.“ Bei einem Besuch in einem der zahlreichen uralten Klöster im Land bedeckt sie ihren Kopf mit einem weißen Tuch. Sie zündet eine Kerze an, setzt sich in die Bankreihen und hält einige Minuten inne zum Beten.

Das Kopftuch in der Kirche zu tragen sei kein Zwang, sagt sie, aber sie möchte es so. Wenn sie mal keines dabei habe, sei das auch in Ordnung. Die 32-Jährige hat in der Hauptstadt Eriwan Germanistik studiert. Sie spricht fließend Deutsch und hat zur armenischen Diasporagemeinde in Deutschland geforscht. Beruflich ist sie im christlichen armenischen Hilfswerk „Diaconia“ tätig, für das der „Christliche Hilfsbund im Orient“ Patenschaften in Deutschland vermittelt. Galstyan ist begeistert von ihrer Kirche, der langen Tradition wie auch den altherwürdigen Mau-

ern der Klöster und Kirchen, wo Christen vor hunderten von Jahren schon gebetet und Gottesdienste gefeiert haben. Dass die Liturgie eher nach Mönchsgesängen als nach moderner Musik klingt und selbst die Gottesdienste auf Altarmenisch gefeiert werden, was mit der heutigen Sprache kaum etwas zu tun hat, stört die junge Frau nicht. Für Galstyan ist außerdem klar: Sie würde nur einen Christen heiraten. „Das Christentum ist etwas Heiliges. Unsere Vorfahren haben immer dafür gekämpft.“

Die Geschichte Armeniens ist wechselhaft. Oft war das Land Spielball angrenzender Großmächte verschiedener Religionen, nicht zuletzt wegen seiner günstigen geostrategischen Lage am Südrand des Kaukasus, zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer, als Tor in den Orient. Es war zeitweise ein unabhängiges Königreich und reichte in der Antike für kurze Zeit sogar bis ans Mittelmeer. Doch es wurde auch immer wieder umkämpft, besetzt, aufgeteilt. Griechen, Römer, persische Herrscher, Osmanen, das Russische Reich und später Sowjetrußland versuchten das Land unter ihren Einfluss zu bekommen. Die armenisch-apostolische Kirche hat diese Umbrüche überdauert und die christliche Identität des armenischen Volkes bewahrt. Deshalb gehört das Christentum bis heute zur DNA der Armenier und zu ihrem Selbstverständnis als Nation. Selbst die Schrift der armenischen Sprache, die sonst von keiner anderen Ethnie gesprochen wird, hat einen religiösen Ursprung: Ein Mönch entwickelte die Lettern im 5. Jahrhundert, um die Bibel übersetzen zu können.

Ökumene: Fehlanzeige

„Wer in Armenien geboren wird, ist Christ“, sagt auch die 28-jährige Gnarik Saribekian. Aber nicht alle seien gläubig. Saribekian leitet den armenischen Zweig der Studentenmission IFES (International Fellowship of Evangelical Students). Sie wuchs in einer apostolischen Familie auf. Mit 13 Jahren wechselte sie in die Evangelische Kirche, auch ihr Bruder und ihre Mutter konvertierten. Der Vater durfte davon nichts wissen, denn eine Konversion – selbst innerhalb der christlichen Kirchen – kommt in Armenien einem Verrat an der Nation nahe. In der Schule musste sich Saribekian von ihrer Lehrerin vor der ganzen Klasse dann Sätze anhören wie: „Sie geht in die falsche Kirche. Das ist eine Sekte.“

Als überkonfessionelle Organisation, die nicht an eine Gemeinde gebunden ist, stößt IFES bei den Kirchen oft auf Vorbehalte und Widerstand. Viele Pastoren hätten Sorge, ihre jungen Leute zu verlieren, wenn sie diese zu den studentischen Bibelkreisen schickten, erklärt Saribekian. Manche Studenten würden aus Angst vor ihrer Kirche und Familie die Angebote von IFES nicht wahrnehmen. Es geht der Organisation gerade darum, dass die jungen Menschen lernen, selbst über ihren Glauben nachzudenken und darüber zu sprechen, was und warum sie glauben. „Wir möchten ihnen helfen, zu verstehen, warum sie Christen sind.“ Das vermisst sie in der apostolischen Kirche. Dort würden vor allem die Traditionen vermittelt und Heilige vorgestellt. Um den Glauben selbst gehe es weniger.

Ein ähnlicher Grund führte 1846 in Istanbul zur Gründung der armenisch-evangelischen Kirche: Armenische Christen wollten mehr vom Glauben verstehen und die Bibel unvoreingenommen lesen. Durch Bibelübersetzungen ins Türkische und Neuarmenische und mit der Unterstützung von Missionaren entwi-



Zahlreiche Klöster und die charakteristischen Kreuzsteine, Chatskare, von denen es keinen zweimal gibt, stehen für die 1.700 Jahre alte christliche Tradition in Armenien. Bis heute prägt die armenisch-apostolische Kirche die Kultur des Landes.



Fotos: pro/Jonathan Steinhert

ckelte sich so in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine pietistisch geprägte Reformbewegung innerhalb der apostolischen Kirche, deren Anhänger schließlich exkommuniziert wurden. Heute gibt es in Armenien 27 evangelische Gemeinden sowie weitere in der Diaspora. Oft sind es nur kleine Gemeinden, erklärt Mgrdich Melkonian, der das Oberhaupt der Protestanten im Land ist. Ihren Sitz hat die armenisch-evangelische Kirche in Eriwan gleich gegenüber der Nationalversammlung und in Nachbarschaft der britischen, chinesischen und syrischen Botschaften an der dicht befahrenen Baghramyan-Straße, einer der Hauptverkehrsachsen im Stadtzentrum. Rostige und klapperige Busse aus Russland oder China hinterlassen dort schwarz-graue Wolken, japanische Autos mit Lenkrad auf der rechten Seite fahren dort ebenso wie Mercedes, die den neuesten Abgasnormen entsprechen. In vielen Fahrzeugen baumelt ein Kreuzifix am Rückspiegel.

In Melkonians Amtszimmer steht die rot-blau-oranger Flagge seines Landes. Er sieht sich in erster Linie als „Pastor für die Pastoren“, als Mentor und Begleiter. Einmal im Monat verbringt er 24 Stunden mit all seinen Pfarrern, zur geistlichen Stärkung und Weiterbildung. Aber auch ihre persönlichen Belange hat er im Blick: Sind sie finanziell abgesichert, gehen sie zum Arzt, wie geht es ihren Familien? „Theologische Bildung ist das Wichtigste“, sagt Melkonian, auch für den Gemeindebau, damit die Gläubigen für ihre Überzeugungen einstehen und dafür streiten können. Darin will er die Pastoren unterstützen, denn viele von ihnen sind keine Theologen. Eine Pfarrerausbildung gibt es hier nicht. Wer armenisch-evangelische Theologie studieren will, muss in in den Libanon oder die USA gehen.

Als Melkonian 2012 seine Stelle antrat, galt die evangelische Kirche noch als Sekte. Mittlerweile habe sich das Verhältnis zur apostolischen Kirche verbessert, sagt er. In mehreren Gesprächen mit dem Katholikos, dem Oberhaupt der apostolischen Kirche, konnte Melkonian ihn überzeugen, dass die Protestanten keine Feinde der traditionsreichen Staatskirche sind. Sogar in den Privaträumen habe ihn der Katholikos empfangen – ein Zeichen größter Wertschätzung. „Ich liebe meinen Jesus, ich liebe mein Volk. Warum sollte ich die orthodoxe Kirche bekämpfen?“, sagt Melkonian. „Das hat er verstanden.“

Ein Volk überlebt seine Vernichtung

Bevor Melkonian vor sechs Jahren nach Armenien kam, war er Pfarrer in Kanada und den USA. Studiert hat er im Libanon, geboren und aufgewachsen ist er in Syrien. Seine Großmutter stammt aus Urfa im damaligen osmanischen Reich. In der anatolischen Stadt lebten zahlreiche Armenier, bis die systematische Vernichtung dieses Volkes auch dort zu Massakern und Verschleppungen führte. Seine Großmutter wurde nicht umgebracht. Sie sei sehr hübsch gewesen, erzählt Melkonian, ihre Peiniger hätten deshalb zu anderen Zwecken Verwendung für sie gehabt, deutet er vielsagend an. Ihr gelang schließlich die Flucht nach Syrien.

Geschichten wie diese kann nahezu jeder zweite Armenier aus seiner Familie berichten. Der Völkermord, der 1915 und 1916 seine Höhepunkte hatte und rund anderthalb Millionen Tote hinterließ, liegt auch nach über einhundert Jahren wie ein dunkler Schatten auf dem kollektiven Gedächtnis. Auf einer Anhöhe in Eriwan erinnert die Gedenkstätte Zizernakaberd, die „Schwal-



Armenien liegt am Südrand des Kaukasus und hat knapp drei Millionen Einwohner. Rund sieben Millionen Armenier leben in der weltweiten Diaspora. Seit 1991 ist die ehemalige Sowjetrepublik unabhängig.

benfestung“, an die Opfer des Genozids. Ein 44 Meter hoher Obelisk zeigt wie eine steinerne Nadel spitz in den Himmel. Er symbolisiert das Überleben des armenischen Volkes. Zwölf haushohe Stelen stehen daneben im Kreis und neigen sich über eine ewige Flamme, als wollten sie sie schützen und als trauerten sie um die Toten, die das Feuer repräsentiert. Besucher legen Blumen im Kreis um die Flamme nieder, halten inne, schweigen. Aus Lautsprechern ist geistliche Musik zu hören. Der Ararat schaut aus dem Dunst wie ein stummer Wächter herüber.

In diesem Sommer war Bundeskanzlerin Angela Merkel als erste deutsche Regierungschefin dort. Auch Heinrich Bedford-Strohm, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, besuchte im September als erster in diesem Amt die Gedenkstätte. Deutschland trägt nachweislich eine Mitverantwortung an dem Genozid. Das Kaiserreich war im Ersten Weltkrieg mit dem Osmanischen Reich verbündet und wusste von den Deportationen und Massakern und dem Ziel, die Armenier auszulöschen. Deutsche Militärs waren teilweise direkt daran beteiligt. In einer Resolution erkannte der Deutsche Bundestag 2015 diese Schuld an. Auch zur Bezeichnung „Völkermord“ konnten sich die Abgeordneten durchringen, obwohl dies aus Sorge um die Beziehungen zur Türkei umstritten war. Die Bundeskanzlerin hatte bei der Abstimmung den Saal verlassen.

Die Türkei erkennt das Geschehen nach wie vor nicht als Völkermord an. Das Verhältnis zwischen den beiden Ländern ist angespannt. Zumal die Türkei Armeniens östlichen Nachbarn, das muslimisch geprägte Aserbaidschan, im Streit um die Region Bergkarabach unterstützt. Beide Kaukasusrepubliken beanspruchen das Gebiet für sich, immer wieder kommt es dort zu gewaltsamen Scharmützeln. In diesem Zusammenhang hat die Türkei auch die Grenze zu Armenien 1993 dicht gemacht.

Auch im Privaten prägt die Geschichte das Verhältnis zu Türken. Manchen Armeniern ist es völlig unverständlich, dass zum Beispiel türkische Armenier den Gottesdienst in türkischer Sprache feiern. Oder dass es überhaupt unter Türken Christen geben könne. Die evangelische Christin Gnarik Saribekian sagt: „In der Schule hören wir viel über den Völkermord und dass die Türkei unser Volk getötet hat.“ Auch viele junge Menschen sähen sich noch als Opfer und verspürten Angst. „Wir müssen annehmen, was war, aber wir müssen vorwärtsgehen“, betont die junge Frau. „Besonders für Christen ist es eine Herausforderung, zu vergeben und auch als Missionare in die Türkei zu gehen.“ Genau das geschieht bereits. Und die armenisch-evangelische Kirche bekam auch schon Besuch von evangelischen Pastoren aus der Türkei: Sie baten um Vergebung. ■

Zwischen Glaubensbekenntnis und roher Gewalt

Das mittelamerikanische Land El Salvador ist wegen seiner Gewaltkriminalität eines der gefährlichsten der Welt. Kein Grund für Bernd Finke, nicht als Botschafter der Bundesrepublik dorthin zu gehen. Er ist zudem Diakon und arbeitet in einer lokalen Gemeinde mit. Wie er als Botschafter von seinem kirchlichen Amt profitiert, wo es Spannungen gibt und wie die Kirche dort mit den Problemen im Land umgeht, verrät er im Interview. | DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT



Botschafter Bernd Finke vor einem Wandbild des früheren Erzbischofs von San Salvador Óscar Romero (1917–1980), der in diesem Jahr heilig gesprochen werden soll.

Foto: privat

pro: Warum sind Sie als Botschafter ausgerechnet nach El Salvador gegangen?

Bernd Finke: Das war einer meiner Wünsche. Wir werden im diplomatischen Dienst alle drei, vier Jahre versetzt, und ich wollte schon immer mal nach Lateinamerika. Deshalb hatte ich mich auf alle Stellen beworben, die in der Region frei wurden. Die letzte Entscheidung hat dann das Auswärtige Amt in Berlin getroffen.

El Salvador gilt als Härteposten. Wo sehen Sie die größten Probleme im Land?

Die größten Herausforderungen bestehen in der hohen Gewaltkriminalität, die von den Jugendbanden ausgeht, und in der noch immer stark ausgeprägten sozialen Ungleichheit. Viele Salvadorianer haben ihrem Land in der Vergangenheit den Rücken gekehrt. Laut letzten Schätzungen leben ungefähr 6,4 Millionen Salvadorianer im Land und weitere 3,2 Millionen im Ausland.

Wie kann die Kirche hier helfen?

Die Kirche versucht derzeit in erster Linie, bei den Familienstrukturen anzusetzen, um zu verhindern, dass Kinder und Jugendliche von Jugendbanden zwangsrekrutiert werden. Wir haben unwahrscheinlich viele Fälle, wo Eltern vorausgegangen sind in die USA in der Hoffnung, die Kinder nachholen zu können. Die sind dann hier in der Obhut belassen worden von überforderten Großeltern oder noch entfernteren Verwandten. Die Zersplitterung der traditionellen Familien mit all den sozialen Auswirkungen sieht die Kirche als eine der größten Herausforderungen für das Land. Darüber hinaus geht es auch darum, Armut und soziale Ungerechtigkeit zu verringern, damit die Menschen für sich eine wirtschaftliche Perspektive im eigenen Land sehen.

Etwa die Hälfte der Bevölkerung in El Salvador ist katholisch, gut 30 Prozent sind evangelisch, vor allem freikirchlich. Welche Rolle spielt Religion in der Gesellschaft?

El Salvador versteht sich als christliches Land, auch von der Namensgebung her („der Erlöser“, Anm. d. Red.). Die Kirchen spielen hier eine große Rolle, sowohl im spirituellen Leben – es gibt eine sehr stark ausgeprägte Volksfrömmigkeit im ganzen Land –, als auch durch Verbindungen in die Politik hinein. Viele Kirchen haben eine politische Agenda,

führende Politiker gehören einer Kirche an und lassen sich von ihr politisch inspirieren.

Welche Rolle spielt die Katholische Kirche bei der Aufarbeitung des Bürgerkriegs von 1980 bis 1992?

Das Land ist aus Bürgerkriegszeiten noch immer stark polarisiert, es sucht nach einer Formel für den nationalen Versöhnungsprozess und eine Kultur der Erinnerung. Viele der führenden Politiker denken noch in Kategorien des Bürgerkriegs. Auch in der Bevölkerung gibt es viele offene Wunden, man denke nur an das Schicksal der vielen spurlos Verschwundenen. Die Menschen suchen eine moralische Autorität. Anders als in Deutschland und Europa schauen hier dafür noch viele auf die Kirche. Sie versucht zu einer Aussöhnung beizutragen.

Sie selbst sind auch als Diakon in der Kirche tätig. Was sind Ihre Aufgaben?

Weil es in El Salvador keine deutschsprachige Gemeinde gibt, bin ich in einer normalen salvadorianischen Pfarrei tätig, ab und zu aber auch in anderen Gemeinden. Ich übernehme zum einen die liturgische Assistenz im Gottesdienst, aber auch Predigtienste. Öfters werde ich auch irgendwohin aufs Land eingeladen, um Messen mitzufeiern und Projekte zu besichtigen. Dann bekomme ich auch regelmäßig einen Projektantrag in die Hand gedrückt – dann allerdings als Botschafter.

Inwiefern können Sie bei Ihrer Arbeit als Diplomat von Ihrer Tätigkeit als Diakon profitieren?

In einem Land, das sich als christliche Nation versteht und wo viele Politiker auch in die Kirche gehen, hilft es mitunter, dass ich Diakon bin. Ich habe oft einen anderen Zugang für Gespräche und erlebe eine größere Offenheit. Manche Politiker laden mich auch zu Gottesdiensten in ihre Heimatgemeinden ein. Da werden dann gleichzeitig die deutsch-salvadorianischen Beziehungen mitgepflegt, weil der Diakon auch der Botschafter ist.

Wo erleben Sie Spannungen zwischen den beiden Feldern?

Hier habe ich es noch nicht konkret erlebt, aber das kann es natürlich geben,

Die Republik **El Salvador** ist das kleinste Land Mittelamerikas, hat aber mit rund 6,4 Millionen Einwohnern die größte Bevölkerungsdichte. Es liegt zwischen Honduras und Guatemala am Pazifik. Die Hauptstadt ist San Salvador und hat rund 1,1 Millionen Einwohner. 1980 kam es zum Bürgerkrieg, als sich Guerilla-Streitkräfte gegen die Militärregierung erhoben. Als Auslöser des Krieges gilt die Ermordung des Erzbischofs Óscar Romero, der in diesem Jahr heiliggesprochen werden soll. Er zählt zu den Vertretern der Befreiungstheologie und war einer der prominentesten Kritiker der Militärdiktatur, die von den USA unterstützt wurde. Heute ist El Salvador eine Demokratie, hat aber große Probleme mit Bandenkriminalität. 2015 verzeichnete das Land die höchste Mordrate der Welt mit 109 Morden pro 100.000 Einwohner – im Schnitt rund 18 Morde pro Tag. Seitdem ist die Rate allerdings zurückgegangen, 2017 wurden 60 von 100.000 Menschen ermordet.

bei heikleren Menschenrechtsfragen etwa, wo die Bundesregierung eine andere Linie hat als die Katholische Kirche. Themen wie homosexuelle Eheschließungen oder die Legalisierung von Abtreibungen gehören dazu.

Wie gehen Sie mit diesen Spannungen um – legen Sie Ihre kirchlichen Positionen ab, wenn Sie als Botschafter auftreten?

Ich bin ja als Botschafter nach El Salvador entsandt worden und nicht als Diakon. Deshalb vertrete ich hier die Positionen der Bundesregierung, wenn es um Fragen der Menschenrechte geht. Aber

es gibt viele Schnittmengen. Der Einsatz für Menschenwürde zum Beispiel ist ein Anliegen, das die Bundesregierung und die Kirche eint. Und wenn es dann um den Einsatz für die Rechte Homosexueller geht, kann ich mich auch als Diakon gegen Hassreden, tätliche Übergriffe und Diskriminierung einsetzen.

Wie verhalten Sie sich beim Thema Abtreibung?

El Salvador ist eines von fünf Ländern weltweit, wo Schwangerschaftsabbrüche unter allen Umständen verboten sind. Uns ist wichtig, dass über diese Problematik hier im Land ein offener Dialog geführt werden kann – das ist der Fall. Große internationale Schlagzeilen macht das Schicksal einer Gruppe von jungen Frauen, die nach angeblichen Abtreibungen wegen Kindsmordes zu 30 bis 45 Jahren Haft verurteilt wurden. Allerdings kamen sie aus armen Bevölkerungsgruppen und hatten kaum eine Chance auf ein faires Verfahren. Für diese Frauen setzen wir uns stark ein. Ich besuche sie regelmäßig im Gefängnis und thematisiere ihr Schicksal auch mit hiesigen Abtreibungsgegnern. Da brauche ich das Wort „Abtreibung“ aber gar nicht in den Mund zu nehmen, sondern da geht es um den Zugang zu Justiz: Hatten sie ein faires Verfahren, sind die Strafmaße verhältnismäßig?

Als Diakon sind Sie in Ihren Einsatzländern Italien, Deutschland, Sambia und jetzt El Salvador auch in Gemeinden tätig gewesen. Wie erleben Sie die weltweite katholische Gemeinde?

Als Katholik finde ich weltweit Heimat. Wenn ich eine Sakristei betrete und dort das Foto des Papstes sehe oder das Messbuch aufschlage, weiß ich sofort: Das ist meine Kirche, hier bin ich zu Hause. Aber natürlich gibt es auch große Unterschiede in der Spiritualität und in der Bedeutung des Glaubens. In Sambia hatten wir jeden Sonntag acht Eucharistiefiern, jede war voll besetzt. In El Salvador ist es ähnlich, viele junge Leute gehen noch zur Kirche; die Überalterung und die Glaubensverdunstung wie in Deutschland sind noch keine Themen. Aber die Kirche ist hier von anderen Seiten unter Druck, weil viele Katholiken zu den evangelikalen Freikirchen abwandern.

Woran liegt das?

Diejenigen, mit denen ich selber gesprochen habe, sagen, dass die evangelikalen Kirchen ein direkteres Christusverhältnis

vermitteln. Manche fühlen sich auch angezogen vom anderen Predigtstil mit vielen dialogischen und katechetischen Elementen. Manche dieser Gemeinden bieten sozusagen auf Knopfdruck Wunderheilungen an, wo Menschen im Rollstuhl in die Kirche gefahren werden und dann auf zwei Beinen wieder rausgehen. Das entfaltet eine große Anziehungskraft.

El Salvador ist ein Land, über das man in Deutschland so gut wie nichts hört. Was sollten die Christen hier von dem Land wissen?

Die Christen in Deutschland sollten von El Salvador wissen, dass es hier noch ein sehr reges christliches Leben gibt, das auch den Alltag mitprägt – auch wenn es eine lange Liste von Widersprüchen gibt: Das Bekenntnis, aus dem Glauben leben zu wollen, und gleichzeitig die rohe Gewalt untereinander. Die soziale Ungleichheit. Dinge, die mit Christsein eigentlich wenig vereinbar sind, aber die hier parallel existieren. Das sind auch Widersprüche, die von den Kirchen thematisiert werden.

Sie selbst sind katholisch sozialisiert, haben sich wegen einer persönlichen Leidenszeit vom Glauben aber zunächst abgewandt. Welches Problem hatten Sie mit dem Glauben?

Meine Mutter ist mit 42 Jahren bei einem Unfall gestorben. Da stürzte die Theodizee-Frage auf mich ein: die Vereinbarkeit von Leid und dem Glauben an einen guten Gott. Die habe ich damals für mich relativ schnell beantwortet und entschieden: Das war's, Kapitel geschlossen. Da war ich 19 Jahre alt.

Wie haben Sie sich dem Glauben wieder angenähert?

Über meine Kinder. Als sie geboren wurden, war ich noch von der Kirche weg, aber wir haben sie trotzdem taufen lassen, das wollte ich. Ein paar Jahre später – damals war ich in Rom auf Posten – hatten sie Kommunionunterricht. Da ging es bei mir wieder los mit Kirche und Glauben. Ich habe damals auch begonnen, noch ganz ohne Ambitionen, Diakon zu werden, mich intensiv mit der Theologie zu beschäftigen. Das hat mir auch geholfen, zum Glauben zurückzufinden, weil ich gemerkt habe, wie falsch ich zum Teil geglaubt habe.

Was meinen Sie damit?

Mir ist klar geworden, dass uns in der Bibel an keiner Stelle ein Leben ohne Leid versprochen wird. Ich habe verstanden,

dass sich der Glaube an den guten, barmherzigen Gott und Leiderfahrungen nicht ausschließen, dass man Gott auch als Geheimnis akzeptieren und Glauben mit einem großen Vertrauensvorschuss versehen muss.

Alle paar Jahre haben Sie bisher Ihre Einsatzstelle gewechselt, was jeweils auch einen Umzug in ein neues Land bedeutete. Wo sind Sie zu Hause?

Wir sagen immer: Wir sind da zu Hause, wo die Familie ist. Aber die ist mittlerweile auch fragmentiert, weil meine Töchter in Deutschland studieren, während meine Frau und ich jetzt allein im Ausland sind. Wenn es einen Punkt gibt, an dem wir uns gemeinsam treffen, ist das Italien. Dort – am Lago Maggiore – machen wir jedes Jahr gemeinsam Urlaub. Das ist ein Stück Zuhause. Auch Duisburg bleibt für mich ein Stück Heimat, dort bin ich geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen. Und dann natürlich die Katholische Kirche als Heimat im Glauben.

Wenn Sie es sich aussuchen könnten, in welches Land würden Sie gern als nächstes gehen?

Ich würde gern noch einen Posten in Lateinamerika übernehmen, damit sich die Investitionen – Länderkunde, Spanisch – etwas mehr lohnen. Eine Rückkehr nach Afrika könnte ich mir auch gut vorstellen. Am liebsten würde auch noch einmal nach Rom gehen. Dann aber möglichst zum Heiligen Stuhl.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



Foto: privat

Bernd Finke, geboren 1963, ist seit 2016 Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in der Republik El Salvador. Zuvor war er Botschafter in Sambia, hatte Stationen in New York, St. Petersburg, Rom und Berlin. 2007 wurde er im Bistum Münster zum Ständigen Diakon geweiht.

Leserreaktionen



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Perlen vor die Säue“

Bestseller-Autor Bastian Sick erklärt in seiner pro-Kolumne Sprichwörter und Redewendungen aus der Bibel. Dem Wort „Perlen vor die Säue werfen“ widmete er sich in der vergangenen Ausgabe.

Herr Sick scheint sich zu irren, wenn er sagt, dass in Matthäus 7,6 mit den Perlen, die man nicht vor die Säue werfen soll, heiliges Brot, das zum Abendmahl verwendet wurde, gemeint gewesen sein soll. Jesus spricht diese Worte zur Bergpredigt, wo es um allgemeine Sinnfragen geht. Das „Abendmahl“ mit der Brotbrechung fand erst danach statt, kurz vor seiner Kreuzigung. Dieses Brot (Hostie), das durch die Wandlung in der heiligen Messe nach Lehre der Katholischen Kirche zum Leib Christi wird, wird allgemein auch als heiliges Brot bezeichnet.

Die Perlen stehen bei Jesus eher als Metapher für Opferfleisch oder Opferspeisen, die durch Darbringung im Tempel geheiligt wurden. Im weiteren Sinn sollten wohl auch kostbare, heilige Lehren nicht Menschen vorgelegt werden, die sie missbrauchen könnten. Die heiligen Speisen wurden zu Jesu Zeiten sicher auch bei einem

besonderen Mahl verspeist. Aber hier vom heiligen Brot und Abendmahl zu sprechen, vermittelt, vielleicht ungewollt oder aus Unkenntnis, falsche Assoziationen.

Gisela Zeh, Nordhausen

Zu „Der Weg zur perfekten Welle“

Vier junge Schweizer bauen ein Hotel im Senegal auf. Die Christen wollen Surfbegeisterte an die Küste des Landes bringen und Arbeitsplätze für Einheimische schaffen.

Ich habe den Artikel gerne gelesen und mich am Stil gefreut und vor allem an den vier Leuten, die ihre Idee umsetzen. Und dann habe ich mich gefragt, wie Sprache einen Prozess des Umdenkens in Gang bringen kann. Zum Einen geht es mir um den Infokasten des westafrikanischen Landes [Anm. d. Red.: Infokasten enthält Kindersterblichkeitsrate]. Wozu dienen Ihre Infos und was bewirken sie? Meines Erachtens befeuern sie stereotype Betrachtungsweisen. Bis heute wird in Schulbüchern vermittelt, dass „die da alle arm sind“ und „die Kinder wie die Fliegen sterben“. [...] Und noch etwas: Wenn Zeitgeistmagazine von „brillanter Karriere“ sprechen, dann verbirgt der Begriff eine Wertung. Es geht um die vorrangige Anhäufung von Macht und Geld. Inhalte und Werte folgen je nach Nützlichkeit. Bei uns müssten diese Lebensgeschichten doch ein Gruseln hervorrufen. Tun sie aber leider oft nicht. Eine neue Sprache und eine neue Geisteshaltung. Das wünsche ich uns in der Nachfolge Jesu von Herzen.

Tom Laengner, Dortmund

Zu „Leise gegen die Lauten“

Porträt der Linken-Politikerin und Bundestagsvizepräsidentin Petra Pau: Sie bezeichnet sich als gläubig und möchte mit dem gottesfernen Klischee ihrer Partei aufräumen.

Vor ihr sollte mancher Christ den Hut ziehen.

Und ich weiß, wovon ich rede. Mein Vater war KPD-Mitglied und auch gläubig. Er wurde Ende 1944 in einem KZ der Nazis erschossen. Er hat uns Kinder taufen lassen. Er war im Untergrund tätig und ist zur Taufe nach Hause gekommen und wurde vom Nachbarn verraten, der für die SS tätig war. Mancher Christ oder CDU/CSU-Mann oder Frau sollte sein/ihr Denken und Handeln überdenken. Wie recht hat sie, wenn sie sagt, wenn man die Bibel liest, wird man nicht dümmer davon.

Werner Schneider, Lauter-Bernsbach

Zu „Ich würde mein Kreuz nie abhängen“

Markus Grübel, der erste Beauftragte der Bundesregierung für Religionsfreiheit, erklärt im pro-Interview unter anderem, warum er nicht mit der AfD zusammenarbeitet.

[Den Ausführungen von Herrn Grübel] kann ich aufgrund meiner Recherchen bis auf einen Punkt zustimmen. Wenn es um die AfD geht, vermisste ich als neutraler Beobachter Fairness gegenüber dem politischen Gegner und in Bezug auf den Islam den erforderlichen Weitblick. Denn es dürfte eigentlich bekannt sein, dass es sich dabei um ein politisch-religiöses Instrumentarium handelt, mit ganz klaren koranischen Aussagen, was das Verhalten gegenüber „Andersgläubigen“ betrifft und über die beabsichtigte Übernahme der westlichen Welt mit Einführung der Scharia.

Wobei hasserfüllte Korangläubige [...] schon massiv in unserem Land vertreten sind. Und das sind belegbare Aussagen und keine Hirngespinnste, weshalb es der AfD nicht um einen Angriff gegen Muslime, sondern in erster Linie um die Stärkung der Christen geht, was Herr Grübel in Abrede stellt. Handelte es sich dabei um eine persönliche Meinung oder womit begründet er seine Aussage sachlich?

Armin Steinmeier, Neuried

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Nicolai Franz.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75



Der Westafrikanische Staat Nigeria ist mit rund 190 Millionen Einwohnern das bevölkerungsreichste Land Afrikas. Hauptstadt ist Abuja, die größte Stadt ist Lagos mit rund zehn Millionen Einwohnern. Innerhalb der unter britischer Kolonialherrschaft gezogenen politischen Grenzen Nigerias findet sich eine Vielzahl von Kultur- und Volksgruppen. In dem Land werden über 500 Sprachen gesprochen. Amtssprachen sind neben Englisch auch die Sprachen der zahlreichsten Volksgruppen: Igbo, Yoruba und Hausa. Nigeria wurde 1960 von Großbritannien unabhängig, seitdem wechselten sich demokratische Regierungen und Militärdiktaturen ab. 1999 wurde das Land endgültig demokratisiert.



Der Prinz, der lieber Pastor sein will

Es klingt wie aus einem Märchen: Ein Prinz entscheidet sich gegen den Thron, um bei seiner großen Liebe zu sein. Damit ist nicht seine Frau gemeint, sondern die Kirche. Genauer: die Kirche in Nigeria, die regelmäßig von Gewalt erschüttert wird. Ein Pastor zwischen Kämpfern: Hassan Dicks. | VON MARTIN JOCKEL

Eine gewisse Leichtigkeit hat sich Hassan Dicks immer behalten, obwohl es in seiner Vergangenheit viele schwere Zeiten gab. Der 48-jährige lächelt viel, drängelt sich nicht in den Vordergrund und spricht mit ruhiger Stimme. Er stammt aus der Gegend um die Millionenstadt Jos im Zentrum Nigerias. Dort sind er und seine Familie fest verwurzelt. 17 Jahre lang leitete er als Pastor eine protestantische Gemeinde. Seine „Community“, Familie und Gemeindemitglieder, sind von Terror und Gewalt gebeutelt. Er hat die Konflikte selbst erlebt, ihre Opfer oder deren Angehörige betreut.

Dabei sah es zu Beginn seines Lebens nicht danach aus, als sei er für die Rolle des Hirten und Gottesmannes bestimmt gewesen. Hassan Dicks ist ein Prinz; er hätte eigentlich herrschen sollen.

Die nigerianische Gesellschaft ist zu einem großen Teil in Clans organisiert.



Hassan Dicks ist leidenschaftlich gern Pastor. In seiner nigerianischen Gemeinde kümmert er sich um Witwen, Kriegsbeschädigte und Hungernde.



Fotos: privat

Ein Clan ist mehr als eine Familie. Alle Mitglieder verbindet zwar ein familiäres Band, doch das reicht oft viele Generationen zurück. Sie leben in Dörfern von einigen hundert Einwohnern. Die Clanmitglieder gehören in der Regel derselben Religion an; deswegen gibt es einige „christliche Dörfer“. Extremisten wissen darum und greifen solche Orte gezielt an. Der Glaube ist in Nigeria keine Privatsache. Er entscheidet über soziale Zugehörigkeit und manchmal über das nackte Überleben.

Dicks' Dorf ist – wie viele im nördlichen Zentralnigeria – mehrheitlich christlich. Missionare hatten den Glauben in die Region gebracht und Dicks' Vater, zu Lebzeiten König in der Region, hatte sich bekehrt. Nach dem Tod des Königs hätte Dicks dessen Nachfolger werden sollen. Doch er lehnte den Thron ab, der zugleich eine Existenzsicherung bedeutet hätte. Der König ist von Status und Bedeu-

tung etwa mit einem Landrat vergleichbar. Alle Könige benachbarter Clans und Dörfer formen ein Komitee, das für ihren „Wahlkreis“ einen Regionalkönig wählt. In die Politik zog es Dicks nicht – er wollte lieber Pastor sein. Seit seiner eigenen Bekehrung versteht er das Hirtenamt als seine Berufung von Gott.

Beide Ämter zu vereinen, kam für Dicks nicht in Frage. „Die Krönung und das Amt sind mit bestimmten animistischen Riten verbunden, die mit der christlichen Lehre nicht vereinbar sind“, sagt er. Animismus ist ein Sammelbegriff für religiöse Überzeugungen, die voraussetzen, dass Dinge der Natur – etwa Tiere oder Felsen – beseelt oder Wohnsitz von Geistern sind. Auch verstorbene Ahnen spielen oft eine wichtige Rolle. Mit ihnen kann man kommunizieren, gern wollen sie besänftigt oder respektiert werden. Der König soll hier Vorbild sein, zumindest aber auch solche Stammesmitglieder repräsentie-

ren, die den animistischen Traditionen anhängen.

„Die Tradition erwartet von einem, dass man sich als König mit bestimmten Riten und Talismanen gegen die Geister schützt. Als Christen glauben wir aber, dass es Jesus Christus ist, der uns vor Übel bewahrt“, erzählt Dicks. Das genüge ihm. Die theologischen Bedenken seien nicht die einzigen gewesen, die zu seiner Entscheidung gegen den Thron führten. „Meine Frau war strikt dagegen“, sagt er und lacht, wird danach aber direkt wieder ernst. „Ein König hat das Recht, beliebig viele Frauen zu haben, die er will, ob von den Prinzessinnen oder den Jungfrauen. Als Christen glauben wir aber, dass Gott uns dazu bestimmt, unser Leben mit einer Frau zu teilen.“ Seit sein Vater Christ geworden sei, habe auch er sich daran gehalten. Der starb vor drei Jahren – statt Dicks hat dessen Cousin den Königsthron übernommen.



Foto: privat

Für Hassan Dicks (Mitte) sind die Ursachen der kriegerischen Auseinandersetzungen in Nigeria komplex. Dennoch sei es schwierig, in anderen Kategorien zu denken als „Christen“ gegen „Muslime“.

Träume vom Jüngsten Gericht

Dicks wuchs als Muslim auf. Christ ist er, seit er 22 Jahre alt ist. Ein Traum habe ihn zum christlichen Glauben geführt, sagt der Pastor.

In dem Traum habe er das Jüngste Gericht gesehen: „Da standen Menschen aller Farben in einer Reihe – ich konnte auch meine Eltern sehen. Nacheinander mussten alle auf einen Stein auf einer Türschwelle treten. Darunter war eine Sprungfeder, die manche nach links, manche nach rechts geschleudert hat. Meine Eltern waren vor mir dran. Sie kamen auf die rechte Seite. Dort war es so gleißend hell, dass man kaum sehen konnte, wer dort stand. Dann war ich dran. Ich kam nach links.“ Dicks' Stimme senkt sich, er flüstert fast: „Das war ein Ort des Höllenfeuers.“ Dicks konnte nicht verstehen, wieso er auf dieser Seite landete, bis eine Stimme zu ihm sprach. „Sie rief mich beim Namen und sagte: ‚Hassan, weil du mich verachtet hast.‘ Ich konnte nur sagen: ‚Ich tue alles, was du willst, wenn du mich von diesem Ort wegnimmst.‘“ Als er aufwachte, konnte er zunächst nichts mit dem Traum anfangen. Also schrieb er alles auf und suchte Hilfe bei dem damaligen Pastor, der den Traum für ihn interpretierte. Demnach sei es die Stimme Gottes gewesen, die zu ihm gesprochen habe. Der Stein habe

für Jesus Christus gestanden. Dicks entschied sich daraufhin, Gott sein Leben zu widmen. „Ich brach sofort mein Studium ab – ich studierte damals Biologie und Geographie –, um ans theologische Seminar zu gehen und Pastor zu werden.“

Die Kirche und die Gewalt

Seit er im Pastorenamt ist, hat Dicks die religiösen Konflikte zwischen Christen und Muslimen, die Nigeria zerreißen, hautnah miterlebt. In der Außenwahrnehmung sind es vor allem zwei Gruppen, die als Aggressoren gelten: Die radikalislamische Terrormiliz Boko Haram, die in Nigeria einen Gottesstaat nach ihren Vorstellungen ausrufen möchte, und die Volksgruppe der Fulani – ein nomadisches, mehrheitlich muslimisches Hirtenvolk. Nach innen verschwimmen die Grenzen jedoch. „Wir wissen zum Beispiel nicht, ob die Fulani mit Boko Haram zusammenarbeiten oder nicht“, sagt Dicks. Es sei schwierig, in anderen Kategorien zu denken als „Christen“ gegen „Muslime“.

Im Jahr 2001 erlebte Dicks erstmals selbst einen Zusammenstoß zwischen beiden Religionsgruppen, lange bevor Organisationen wie Boko Haram ein klares Profil herausgebildet hatten. Damals befand sich die Stadt Jos praktisch im Kriegszustand. Zwei Jahre zuvor war

Nigeria demokratisiert worden; seitdem waren radikalislamische Gruppen auf dem Vormarsch. Christen und Muslime kämpften in den Straßen von Jos und Dicks steckte im muslimischen Teil der Stadt fest. Dort gab es Leute, die ihn kannten, die wussten, dass er Pastor war. „Normalerweise wäre ich dafür direkt getötet worden“, sagt Dicks. „Eine christliche Führungsperson umzubringen ist eine Art Verdienst. Aber diese Muslime versteckten mich und schmuggelten mich in einem Auto aus der Stadt. Zu meiner Überraschung töteten dieselben Leute später andere Christen. Ich glaube, mich haben sie nur gerettet, weil sie mich persönlich kannten. Dass meine Retter später zu Mördern meiner Brüder und Schwestern wurden, war eine hässliche Erfahrung.“

Solche Zeichen der Milde zwischen den Kämpfenden, wie er sie erlebte, hält Dicks nach fast zwei Jahrzehnten Feindschaft und Entfremdung nicht mehr für möglich. „Das war der allererste Tag des Konflikts. Massentötungen gab es erst am Tag darauf. Unser Sohn war damals zwei Jahre alt.“ Seine Frau suchte mit ihm Schutz auf einer Militärbasis. Dicks blieb wie viele Männer zurück, um das Haus zu bewachen. „Sie hätten es sonst niedergebrannt. Das war nur etwa eine Woche nach den Anschlägen auf das World Trade Center in den USA. Viele Christen vermuteten damals eine Art muslimische Weltverschwörung. Sie sahen eine Verbindung, die es nicht gab.“

2009 trat Boko Haram das erste Mal groß in Erscheinung. Bei Kämpfen zwischen der Gruppe und nigerianischen Sicherheitskräften starben über 1.000 Menschen. Seitdem ist die Terrororganisation trauriger Bestandteil des Lebens in Nigeria. „Boko Haram hat als politische Gruppe angefangen und ist dann terroristisch geworden, durch ein Bündnis mit der Terrororganisation Islamischer Staat. Die meisten Christen verstehen nicht, was los ist“, sagt Dicks. „Sie fragen sich: Warum bombardiert diese politische Gruppe Kirchen? Warum tötet sie Christen?“ Seine Stimme wird lauter, leidenschaftlicher, und dann doch ganz nüchtern: „Die Wahrheit ist, es ist ein religiöser Konflikt geworden.“ Es klingt, als habe er sich mit der Situation abgefunden.

Nicht nur Boko Haram, auch die Fulani kritisiert Dicks. Über sieben Millionen von ihnen leben in Nigeria, die größte

Konzentration weltweit. Dicks ist mit ihnen aufgewachsen. „Einige von ihnen lebten sogar zeitweise im selben Haus mit mir und meiner Familie. Es war immer eine Beziehung, die für beide Seiten vorteilhaft war. Du ließest ihre Tiere auf deinen Feldern grasen, dafür haben die sie gedüngt.“

Doch 2010 änderte sich alles. „Wir kannten die Fulani immer als friedliebend. Wir wissen nicht, was passiert ist. Inzwischen löschen sie mit Gewalt christliche Dörfer aus und übernehmen das Land.“ In dem christlichen Dorf Dogo Nahawa, unweit von Jos, wurden vor acht Jahren rund 400 Menschen ermordet. „Seitdem ist das Vertrauen weg. Kein Farmer, vor allem kein christlicher, lässt sie mehr auf seine Felder. Wir müssen immer wachsam sein. Das sind nicht mehr die Fulani, die wir kannten. Inzwischen sind sie für uns bloß noch eine Terrorgruppe. Und sie sind noch tödlicher als Boko Haram. Das sagt sogar die Regierung.“

Dicks erklärt, dass Miyetti Allah sich offen zu diesen Taten bekennt. Die „Miyetti Allah Cattle Breeders Association of Nigeria“ (Miyetti Allah Viehzüchterverband Nigerias), ist der Verband der Fulani und ihre politische Interessenvertretung. Obwohl er nur lose organisiert ist, beansprucht er für sich, dass jeder Fulani-Mann Mitglied sei. Er spricht nach eigener Vorstellung für alle – und verteidigt die Gewalt. Miyetti Allah rechtfertigt sie als angemessene Vergeltung für Ausbeutung und Viehdiebstahl.

Dicks gibt ein Beispiel: „Vor Kurzem sind in Jos 200 Christen getötet worden. Miyatti Allah hat sich in den Medien offensiv zu der Tat bekannt. Wenn ihre Führer, die für die ganze Gruppe sprechen, sagen, dass sie als Gruppe diese Dinge tun, wie können wir da sagen, es gehe nur um Einzelne, selbst wenn sich nicht alle aktiv beteiligen?“

Die nigerianische Regierung selbst folge der Vergeltungsrhetorik von Miyetti Allah. „Das bedeutet zwar nicht direkt eine Rechtfertigung, aber wir Christen fragen uns trotzdem seit Jahren: Vergeltung wofür?“, sagt Dicks. Seine eigene Familie musste vergangenes Jahr vor einem Fulani-Angriff fliehen.

Die Regierung sei ohnmächtig, meint Dicks. „Das ist kein Konflikt, der sich dadurch lösen ließe, mehr Soldaten abzustellen. Die wüssten ja gar nicht, wen sie bekämpfen und wen sie beschützen

sollten.“ Die Schlichtungsversuche, die es gebe, gingen in die falsche Richtung. „Die aktuelle Regierung will den Fulani Weideflächen für ihre Herden zur Verfügung stellen; diese wollen sie vor allem Farmern im fruchtbaren zentralen Nigeria abnehmen. Die sind mehrheitlich Christen. So wird die Beziehung weiter belastet.“ Letztlich könne nur Gott helfen, glaubt Dicks.

Seine Gemeinde stehe vor besonderen Herausforderungen. Immer wieder werde sie Ziel von Angriffen. Da komme natürlich die Frage nach Selbstverteidigung auf. „Manche sagen: ‚Lasst uns ein Gewehr besorgen und es in der Kirche aufbewahren, oder lasst uns die Jüngeren zur Ausbildung für den Ernstfall schicken.‘ Ich sage dann immer: ‚Christus hat uns dazu berufen, Friedensstifter zu sein.‘ Wir wehren uns nicht; Gewalt ist für uns nicht mit den christlichen Werten vereinbar. Aber das ist oft sehr herausfordernd. Wie soll man dies akzeptieren, wenn Schwestern und Brüder umgebracht werden?“, berichtet Dicks. „Wir sprechen dann davon, die andere Wange hinzuhalten. Aber gerade viele junge Menschen kommen mit ihrer Wut zu mir und sagen ‚Ich habe ihnen die linke Wange hingehalten und sie haben mich geschlagen. Dann habe ich ihnen die rechte Wange hingehalten und sie haben mich wieder geschlagen. Jetzt muss ich doch mal zurückschlagen dürfen‘. Darauf muss ich eine gute Antwort finden.“

Die Fulani oder Fulbe (je nach Sprache auch weitere Bezeichnungen) sind eine Volksgruppe islamischer Religion in Westafrika. Von den rund 25 Millionen Fulani sind etwa ein Drittel Viehnomaden. Knapp acht Millionen Fulani leben in Nigeria.

Auch wirtschaftlich ergeben sich Herausforderungen. Dicks hat etwa 2.000 Mitglieder in seiner Gemeinde, die meisten davon junge Erwachsene. Von ihnen waren zeitweise bis zu 70 Witwen von Männern, die bei Anschlägen umgekommen sind. Die Gemeinde sorgt für ihre Witwen. Aber bei solchen Zahlen ist die wirtschaftliche Belastung hoch. Auch die

Überlebenden können nicht immer mitziehen. „Ich habe Gemeindemitglieder, die Beine bei Explosionen verloren haben, denen Arme mit Macheten abgehackt wurden. Die können dann natürlich nicht mehr auf den Feldern arbeiten. Das ist herausfordernd“, sagt Dicks. Er wirkt dabei nüchtern, für ihn sind solche Überlegungen Alltag.

Was können Christen in Deutschland da überhaupt tun? Dicks zögert. Zum einen sei da natürlich Gebet, nicht nur für, sondern vor allem mit Christen in Nigeria. So entstehe geistliche Gemeinschaft über kontinentale Grenzen hinweg.

Boko Haram ist eine islamistische Terrormiliz, die vor allem im Norden Nigerias und den angrenzenden Staaten aktiv ist. Ziel der Gruppe ist die Einführung der Scharia in ganz Nigeria. Die Gruppe vertritt eine Lesart des Islam, die es Muslimen verbietet, Verbindungen zur „gottlosen“ westlichen Kultur zu unterhalten. Das bedeutet für sie etwa das Tragen von T-Shirts und Hosen, aber auch die Teilnahme an demokratischen Wahlen. Der Name der Gruppe ist eine volkstümliche Bezeichnung und bedeutet übersetzt so viel wie „Westliche Bildung ist verboten“. Boko Haram wurde 2002 gegründet und verübt seit 2009 terroristische Anschläge.

Zum anderen sollten sich NGOs und Friedensorganisationen engagieren. „Ich sage bewusst nicht ‚investieren‘. Es braucht das Gespräch.“ Nicht Geld sei wichtig, sondern Verständigung. Man müsse Boko Haram und den Fulani helfen, ihre Denkweise und ihre Theologie zu ändern. Christen und Muslime seien in Nigeria Brüder und Schwestern – manchmal auch im biologischen Sinne. „Es überrascht mich immer wieder, wie nah wir einander trotzdem noch sind. Meine Schwester hat einen Muslim geheiratet. Die Hochzeit haben wir als Familien zusammen gefeiert. Besuchen kann ich sie trotzdem nicht. Auf einmal sind wir Feinde.“ ■

Mit Gott in den Krieg ziehen

Chronologische Übersicht des Ersten Weltkrieges

Tausende Menschen stimmen vor dem Berliner Schloss den Choral „Nun danket alle Gott“ an. 1914 herrscht Aufbruchstimmung. Die Menschen ziehen begeistert in einen Krieg, der bis 1918 etwa 17 Millionen Menschen das Leben kostet. Und die Kirchen? Sie haben bei der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ keine ruhmreiche Rolle gespielt. | VON JOHANNES BLÖCHER-WEIL

28. Juni 1914: Der bosnische Nationalist Gavrilo Princip erschießt in Sarajevo das österreichisch-ungarische Thronfolger-Ehepaar. Der Mord wird zum Auslöser des Krieges.

Vier Jahre, 17 Millionen Opfer und 40 beteiligte Staaten sind die nüchternen Fakten des Ersten Weltkriegs. Ein kompliziertes Bündnis-system und das Attentat auf den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand entwickelten eine Eigendynamik auf dem Weg in eine lange und sinnlose Katastrophe. Die europäischen Staaten strebten auch in den Kolonien nach Macht. Damit verschärfte sich das gegenseitige Misstrauen der Staaten. Deutschland paktierte mit Österreich-Ungarn, dem Osmanischen Reich und Bulgarien.

und seine Verbündeten hatten 33 Millionen wehrfähige Männer, die Gegner fast 138 Millionen. Ähnliches gilt für die Rüstungsausgaben.

im Berliner Dom die Menschen: „Wir ziehen in den Kampf für unsere Kultur – gegen die Unkultur! Für die deutsche Gesittung – gegen die Barbarei! Für die freie, an Gott gebundene Persönlichkeit – wider die Instinkte der ungeordneten Massen. Und Gott wird mit unseren gerechten Waffen sein!“ Der damalige Berliner Domprediger Bruno Doehring erklärte die Deutschen sogar zum „Erlöservolk“.



Franz Ferdinand (1863–1914) war ein Neffe von Kaiser Franz Joseph und damit Thronfolger für die Monarchie Österreich-Ungarn. Er und seine Gemahlin Sophie fielen 1914 dem Attentat von Sarajevo zum Opfer, das als Auslöser des Ersten Weltkriegs gilt. Obwohl er offiziell nie an der Führung der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn beteiligt war, hatte Franz Ferdinand aktiv an der kaiserlichen Politik mitgewirkt.



Gavrilo Princip (1894–1918) löste mit seinem Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau Sophie eine Kettenreaktion aus, die in den 1. Weltkrieg mündete. Der bosnisch-serbische Nationalist erschoss in Sarajevo die beiden Thronfolger. Er wollte ein Zeichen setzen und seine Heimat von der Herrschaft der Habsburger Monarchie befreien. Viele Serben feiern ihn noch heute als Helden.



Ernst Dryander (1843–1922) war als Pfarrer in Bonn und Berlin tätig. In Bonn lernte er den späteren Kaiser Wilhelm II. kennen. Bis 1898 stieg er bis zum Oberhofprediger auf. Er begleitete Wilhelm II. auf dessen Reisen und wurde zu einem seiner engsten Vertrauten.

„Kirche so blind wie die gesamte Bevölkerung“

Als der serbische Nationalist Gavrilo Princip Erzherzog Franz Ferdinand ermordete, stellten viele Nationen ihren Partnern Blankoschecks aus: Ohne die genauen Umstände zu prüfen, schworen sie bedingungslose Bündnistreue. Binnen kürzester Zeit wurde aus einem lokalen Krisenherd ein Kontinentalkrieg. In Deutschland herrschte auch in den Kirchen große Begeisterung für den Krieg. Der Theologe Ernst Dryander animierte

Weil alle Nationen meinten, dass sie den Krieg zu Recht führten, wänten sie auch Gott an ihrer Seite. Der Berliner Professor für Kirchengeschichte, Christoph Markschies, relativiert diese Euphorie. Die Kirche sei damals so „blind gewesen“, wie die gesamte Bevölkerung: „Das ist für Nachgeborene schmerzlich nachzuvollziehen.“ Die Gruppe der Mahner innerhalb der Kirchen war 1914 klein und nur wenige positionierten sich eindeutig gegen den Krieg. Als sich 2014 der Beginn des Ersten Weltkrieges zum 100. Mal

Auf der anderen Seite stand die „Entente“ mit Frankreich, Großbritannien und Russland sowie ab 1917 noch den USA. Allein dies verdeutlicht das Ungleichgewicht der Kontrahenten. Deutschland

6. Juli 1914: Deutschland sichert seinem Verbündeten Österreich-Ungarn umfassende Unterstützung im Konflikt mit Serbien zu.

1. August 1914: Das Deutsche Reich erklärt Russland den Krieg. Deutsche Soldaten marschieren in Luxemburg und in Belgien ein. Großbritannien bricht die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland ab. Dies gleicht einer Kriegserklärung.

24. April 1915: Der osmanische Innenminister Talaat Bey verhaftet führende Mitglieder der armenischen Gemeinde in Konstantinopel. Der „Rote Sonntag“ gilt als Beginn des Völkermords an den Armeniern im Osmanischen Reich.

28. Juli 1914: Österreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg. Zwei Tage später macht das mit Serbien verbündete Russland mobil.

9. September 1914: Die auf dem sogenannten Schlieffen-Plan basierende West-Offensive der deutschen Truppen kommt an der Marne zum Stehen. Die Schlacht gilt als wichtige Wende im Krieg an der Westfront.

jährte, gab die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) ein klares Schuldeingeständnis ab. Als Kirche rufe sie zu Frieden und Versöhnung auf, aber genau bei dieser Aufgabe hätten sie und ihre Theologie 1914 versagt. Die Kirchen hätten nicht dazu beigetragen „sich zu Anwälten der Menschlichkeit und des Lebens zu machen“.

Auch gegen Ende des Krieges, 1918, habe der deutsche Protestantismus nicht dazu beigetragen zu versöhnen, heißt es in dem Schuldeingeständnis. 1933 habe sich die Kirche nicht dem „Gift des wieder aufkommenden Nationalismus“ entziehen können: „Zu sehr dem nationalistischen Zeitgeist verhaftet war ihre Theologie und zu schwach war ihr ökumenisches Bewusstsein.“



Kaiser Wilhelm II. (1859–1941) sah Deutschland als Großmacht. Der Monarch stellte seinem Verbündeten Österreich-Ungarn nach dem Attentat einen Blankoscheck aus: Obwohl er oberster Kriegsherr der Armee war, hatte er praktisch bald kaum noch Einfluss auf die Kriegsplanungen des Generalstabs. Als sich die deutsche Niederlage abzeichnete und die Revolution ausbrach, dankte der Kaiser ab und floh ins niederländische Exil.

Einen Tag nach der Kriegserklärung durch Wilhelm II. versammelten sich vor dem Berliner Stadtschloss rund 40.000 Menschen. Der Monarch versicherte ihnen, dass er „keine Parteien und auch keine Konfessionen mehr“ kenne.

Pfarrer predigten den Krieg

Die deutschen Truppen marschierten – gegen bestehendes Völkerrecht – Anfang August 1914 in Frankreich und Belgien ein. Die Landeskirchen glaubten, einen gerechten Krieg im Namen Gottes zu führen. Sie fürchteten auch die Gefahr, als „vaterlandslose Gesellen“ dazustehen. Zudem waren die Protestanten eng mit dem Monarchen verbunden. Der Kaiser war zugleich Oberhaupt der Evangelischen Kirche in Preußen. Er regierte aus Gottes Gnaden. Das war nur schwer in Frage zu stellen. Der Theologe Paul Althaus bekannte damals: „Wir stehen mit Gott in diesem Krieg als seine Diener. Darum ist es ein heiliger Krieg und für jeden von uns ein Gottesdienst.“

Der Theologe Reinhold Seeberg ging noch einen Schritt weiter. Bei der Tötung eines gegnerischen Soldaten werde „das Werk der Nächstenliebe Christi“ an diesem vollstreckt. Der Vergleich zwischen Jesu Opfertod und dem des Soldaten war allgegenwärtig. Der Krieg wurde zum Kampf des Christlichen gegen den Teufel stilisiert. Der Teufel waren die Anderen. Die meisten Soldaten sahen es als ihre Pflicht gegenüber Gott an, für das eigene Land einzutreten.

Zu Beginn des Krieges waren die Gottesdienste voll und viele Pfarrer predigten, auch um ihren Einfluss in der Kir-

che nicht zu verlieren, für den Krieg und dafür, sein Leben für das Vaterland zu opfern.

Um Deutschlands „große Stunde“ zu unterstützen, sollten die Menschen ihr Geld dem Vaterland zur Verfügung stellen und Anleihen zeichnen. Andernfalls könne der Einzelne schwer vor seinem Vaterland, seinem Gewissen und seinem Gott bestehen, hieß es in einem Gemeindebrief. Kleriker drängten junge Männer, sich freiwillig zur Armee zu melden. „Gott braucht dich“, verkündeten englische Pfarrer.

Die Kriegsparteien sprachen sich sogar gegenseitig den christlichen Glauben ab. Und gegen Nicht-Christen konnten sowohl Katholiken als auch Protestanten guten Gewissens ins Feld ziehen. Der Theologe Karl Barth sieht in dieser Zeit ein hoffnungsloses Durcheinander von „Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlichem Glauben“. Dass die deutschen Soldaten bei den Kampfhandlungen ein Feldgesangbuch mit christlichen Chorälen im Gepäck hatten, veranschaulicht die Situation.

An der Front die „Feinde Gottes“ bekämpfen

Katholische Geistliche ließen sich auch von den Friedensappellen ihres Papstes Benedikt XV. nicht von der Überzeugung eines „heiligen Krieges“ abbringen. Wiens Kardinal Friedrich Piffl forderte die Gläubigen dazu auf, an die Front zu gehen und die „Feinde Gottes“ zu bekämpfen. Die katholische Zeitschrift La Croix dichtete das Glaubensbekenntnis um: „Ich glaube an die Macht des Rechts,

21. Februar 1916: Deutsche Truppen greifen Verdun an, um den Gegner durch Menschen- und Materialverluste zu schwächen. Hunderttausende Franzosen und Deutsche sterben.

28. August 1916: Italien erklärt dem Deutschen Reich den Krieg. Am gleichen Tag erklärt das Deutsche Reich Rumänien den Krieg und startet einen Feldzug gegen das Land.

7. Mai 1915: Das deutsche U-Boot „U-20“ versenkt vor der Südküste Irlands den britischen Passagierdampfer „Lusitania“. 1.198 Personen, unter ihnen 120 US-Bürger, kommen ums Leben.

7. August 1916: Die Dokumentation des evangelischen Pfarrers Johannes Lepsius „Bericht über die Lage des Armenischen Volkes in der Türkei“ wird in Deutschland zensuriert. Lepsius emigriert in die neutralen Niederlande.

29. August 1916: Paul von Hindenburg wird deutscher Generalstabschef.



Benedikt XV. war Papst vom 3. September 1914 bis zu seinem Tod 1922. Wegen seines engagierten Auftretens gegen den Ersten Weltkrieg wurde er als Friedenspapst bekannt. Erst 1914 in den Kardinalstand erhoben, hielt er beim Ausbruch des Weltkrieges eine Rede, in der er betonte, wie wichtig Neutralität und der Wille zum Frieden seien. In seinen Äußerungen während des Krieges wahrte er strikte Neutralität, organisierte humanitäre Hilfe und unternahm mehrere erfolglose Versuche zu Friedensverhandlungen. In Rundschreiben und Friedensschreiben an die kriegführenden Nationen bezeichnete er den Krieg als „grauenhafte Schlächtere“. Seine Vorschläge schlugen die Kriegsparteien aus, weil sich alle benachteiligt sahen. 1920 plädierte er in einer weiteren Enzyklika für die Versöhnung der Völker.

ker Martin Greschat konstatiert „eine erschreckende Preisgabe der christlichen Substanz“ in den Stellungnahmen der europäischen Kirchen. Weil sie Gott für ihre Politik in Anspruch nahmen, hätten die Kirchen erheblich zur Radikalisierung des Krieges beigetragen. Jeder Tag des Krieges belege, wie wenig das Leben eines Menschen gezählt habe und wie wenig Christentum und Kirchen dagegen ausgerichtet hätten.

Strafen für fromme Kriegsdienstverweigerer

Doch es herrschte nicht überall Kriegsbegeisterung. Eine kleine Gruppe von Mahnern traf sich Anfang August 1914 in Konstanz, um den „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“ zu gründen. 153 Delegierte aus zwölf Ländern hatten sich angemeldet, aufgrund der Kriegswirren kam nur etwa die Hälfte. Ergebnis der Beratungen, an denen auch wenige Deutsche teilnahmen, war ein eindeutiger Friedensappell. Per Telegramm wurde dieser an die Staatsoberhäupter in Europa und den USA gesandt. Leitgedanke war, dass das Werk der Versöhnung und Förderung von Freundschaft eine wesentliche christliche Aufgabe sei. Die Kirchen aller Länder sollten Einfluss auf Volk, Volksvertretung und Regierung nehmen, um gute und freundschaftliche Beziehungen zwischen den Völkern herzustellen. In London gründeten britische und amerikanische Delegierte den Weltbund formell einige Tage später.

Dem Vorstand gehörte auch der deutsche Theologe Friedrich Siegmund-Schultze an. Dieser appellierte sehr deut-

lich an die Kirchen, „kein Schwert in die Hand“ zu nehmen. Der Theologe war sich sicher, dass der Krieg umso mehr „gegen Freunde Christ (sic!) verboten sein“ müsse. Europaweit ergriff der schwedische Erzbischof Nathan Söderblom am deutlichsten Partei gegen den Krieg. Die „Götter des Nationalismus“ stünden „dem Gott Jesu Christi und dem Gott der Feindseligkeit“ entgegen. Die Kirchen müssten Hass und Feindschaft tilgen und dem Blutvergießen ein Ende setzen. Noch konsequenter waren die Freikirchen. Mennoniten und Quäker verweigerten den Kriegsdienst, riskierten Gefängnisstrafen und blieben streng pazifistisch.

In der „Bewegung für internationale Freundschaftsarbeit und für das praktische Christentum“ sieht auch der Bad Liebenzeller Kirchenhistoriker Bernd Brandl einen wichtigen Ansatzpunkt. Sie wurde nach der Missionskonferenz von Edinburgh 1910 ins Leben gerufen. „Den Initiatoren ging es um soziale Gerechtigkeit und den Erhalt des Friedens über konfessionelle und nationale Grenzen hinweg.“ Auch während des Krieges blieben deutsche und englische Kirchenvertreter regelmäßig im Austausch. Sie gründeten die „Vereinten kirchlichen Komitees zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem britischen und dem deutschen Volk“. Die Zeitschriften Peacemaker und Die Eiche sollten Vertrauen aufbauen. Auch wenn die Konferenz in Konstanz wegen des Krieges abgebrochen werden musste, verstummte die Stimme des „Weltbundes für Freundschaftsarbeit“ auch im Krieg trotz aller nationalistischer Töne nicht, erklärt Brandl: „Sie organisierten eine Kriegsge-

an den Kreuzzug der Zivilisierten und an das ewige Frankreich.“

Britische Politiker waren überzeugt, dass das deutsche Volk von Gott abgefallen und der Krieg deswegen in dessen Sinne sei. Ähnlich interpretierte die russisch-orthodoxe Kirche den Krieg. Kirchenoberen stuften Kaiser Wilhelm II. als Antichristen ein. Der Kirchenhistori-

Februar 1917: Das Deutsche Reich erklärt den uneingeschränkten U-Boot-Krieg – nunmehr auch gegen neutrale Schiffe – vor allem in den Sperrzonen um Großbritannien und im Mittelmeer.

3. März 1918: In Brest-Litowsk wird ein Friedensvertrag zwischen den Mittelmächten und der Sowjetregierung unterzeichnet.

9. November 1918: Wilhelm II. erklärt seine Abdankung als deutscher Kaiser und geht ins niederländische Exil. Der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann ruft die deutsche Republik aus, Karl Liebknecht die Räterepublik.

6. April 1917: Die Vereinigten Staaten erklären dem Deutschen Reich den Krieg.

8. August 1918: Die deutsche Westfront bricht zusammen. In einem Sturmangriff treiben alliierte Soldaten einen tiefen Keil in die Linien. Tausende Soldaten ergeben sich.

11. November 1918: Der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger unterzeichnet im Wald von Compiègne den Waffenstillstandsvertrag zwischen den alliierten Mächten und dem Deutschen Reich, der einer deutschen Kapitulationserklärung gleichkommt.



Friedrich Siegmund-Schultze (1885–1969) war ein deutscher evangelischer Theologe und Sozialpädagoge. Er gilt als Pionier der Friedensbewegung. In Berlin gründete er 1911 mit seiner Frau ein Nachbarschaftshilfe- und Siedlungsprojekt in einem der ärmsten Viertel Berlins. Auf der Weltkirchenkonferenz in Konstanz vom 1. bis 3. August 1914 war er Mitbegründer des „Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen“. Während des Ersten Weltkrieges organisierte er die Gefangenenseelsorge für Engländer und die Deutsche Kriegsgefangenenhilfe. Auf sein Betreiben hin richtete die Stadt Berlin 1917 das erste Jugendamt Deutschlands ein. Im Zweiten Weltkrieg stand er in Kontakt mit der Widerstandsgruppe um Carl Friedrich Goerdeler.

gen Abschnitten der Front feierten Soldaten auf beiden Seiten gemeinsam. Ohne die Zustimmung ihrer Befehlshaber stellten sie die Kämpfe ein und verbrüdeten sich. Doch schon bald wurde sinnlos weiter gemetzelt. Dafür steht keine andere Schlacht so sehr wie Verdun. Rund um die französische Stadt rieben sich deutsche und französische Soldaten auf. Die Schlacht wurde zur „Blutmühle“, in der etwa 300.000 Menschen starben.

Paul Tillich, Militärfarrer zur Zeit des Krieges, blickte später nüchtern auf die Ereignisse zurück: „Das vierjährige Erleben des Krieges riss den Abgrund für mich und meine ganze Generation so auf, dass er sich nie mehr schließen konnte.“ Im Trommelfeuer Verduns irrte er zwischen Sterbenden umher und schlief zwi-

schen den Toten ein: „Als ich erwachte, sagte ich mir: Das ist das Ende der idealistischen Seite meines Denkens!“

Die Evangelische Kirche löste reformatorische Texte aus dem Zusammenhang, um den Kriegswillen zu verdeutlichen. Das 400. Reformationsjubiläum im Kriegsjahr 1917 kam ihnen gerade recht, um Martin Luther zum deutschen Nationalhelden zu stilisieren und dessen „Kampfesmut“ umzudeuten: „Erhalt uns Herr, bei deinem Wort / und steure deiner Feinde Mord, / die Jesus Christus, deinen Sohn, / wollen stürzen von deinem Thron.“

Nach dem Krieg: Feindbild Deutschland

Der Krieg hatte die Länder finanziell ausgesaugt. Außerdem wurden Deutschland und seine Verbündeten in den Versailler Verträgen als „Urheber aller Verluste und aller Schäden“ gesehen. Diese Sichtweise belastete die junge „Weimarer Republik“ und vergiftete die innenpolitische Atmosphäre. Das Deutsche Reich verlor 70.570 Quadratkilometer Fläche und 7,3 Millionen Einwohner. Die Zahl der Hungertoten wird zwischen 430.000 und 733.000 Menschen geschätzt. Deutschland wurde 1918 zum allgemeinen Feindbild stilisiert.

Nach dem Kriegsende 1918 wurde das Bündnis von Thron und Altar aus der Weimarer Verfassung entfernt. Dennoch: Auch im Zweiten Weltkrieg stellten sich die Kirchen auf die Seite der Kriegsparteien. Erst nach 1945 lehnten sie die Glorifizierung des Krieges ab und suchten eine verantwortungsvolle Friedensethik. ■



Nathan Söderblom (1866–1931) war seit 1914 Erzbischof von Uppsala und damit Oberhaupt der schwedischen Staatskirche. Sein Einsatz für Ökumene und den Weltfrieden brachte ihm 1930 den Friedensnobelpreis ein. Nach Ausbruch des Krieges versuchte er durch mehrere Appelle, eine Versöhnung der kriegführenden Nationen zu erreichen. Nach 1918 setzte er seine Bemühungen für Versöhnung fort und organisierte den „Weltbund“ neu.

fangenenhilfe und dachten über das Völkerrecht nach.“

Weihnachten feiern unter Feinden

Derweil wurden die Kampfhandlungen immer heftiger. Manchmal lagen die Schützengräben der Soldaten nur 50 Meter auseinander. Ein kurzer Lichtblick war das Weihnachtsfest 1914. An eini-

Überforderte Eltern: Beratung ohne Patentrezept

Der Alltag mit Kindern kann ziemlich anstrengend sein. Das brüllende Kleinkind in der Trotzphase zerrt genauso an den Nerven der Eltern wie die Null-Bock-Haltung des pubertierenden Teenagers. Wer sich dem nicht mehr gewachsen fühlt, kann in Beratungsstellen Hilfe bekommen – diese in Anspruch zu nehmen, ist keine Schande. | VON CHRISTINA BACHMANN



Manchmal ist die Harmonie zwischen Kindern und Eltern gestört. Sich in extremen Situationen Hilfe zu holen, ist keine Schande.

Es fängt bei den Aller kleinsten an: Da gibt es Probleme beim Abstillen oder der Partner ist wenig begeistert davon, dass der Zweijährige noch mit im Elternbett schläft. Dann folgen die gefürchteten Trotzphasen in der Kitazeit. Ist das überstanden, stehen neue Herausfor-

derungen an: Das Kind wird selbstständiger, kommt in die Schule, wird dort aber vielleicht gemobbt. In der Pubertät klappt es mit dem Lernen womöglich gar nicht mehr und Brüllen und Türenknallen sind an der Tagesordnung – sowohl beim Teenie als auch bei den Eltern.

„In jeder Entwicklung von Kindern werden Entwicklungsschritte geleistet und die gehen oft einher mit Entwicklungskrisen“, weiß Regine Jürgens. Sie ist Psychologin und Kinder- und Jugendlichen-Therapeutin und seit 17 Jahren tätig in einer Erziehungs- und Familienbera-

Foto: Christina Bachmann

tungsstelle in Berlin. Auf Erziehungsberatung haben Eltern einen gesetzlichen Anspruch, sie wird vom Staat finanziell gefördert. Angeboten wird sie von kommunalen und freien Trägern. Die Beratungsstelle in Berlin-Pankow etwa ist ein Dienst innerhalb der evangelisch-freikirchlichen Immanuel Diakonie.

„Erziehungsberatung“ – das löst bei vielen Müttern und Vätern erstmal eine Abwehrreaktion aus. Ich werde doch wohl noch mit dem eigenen Kind zurechtkommen! In Erziehungsfragen einfach nicht mehr weiterzuwissen, das gibt niemand gerne zu. „Wir alle haben gelernt, dass wir selbstständig sein müssen, dass wir alles hinkriegen, dass wir alles perfekt regeln, dass wir gute und perfekte Eltern sind“, erklärt Jürgens. „Wenn wir das Gefühl haben, wir schaffen das nicht, wir kriegen das nicht hin, ist das einfach ein Thema, das mit Scham behaftet ist.“ Das Tröstliche: Die Eltern, die immer Rat wissen, wird man wohl nicht finden. Und wer den guten Rat anderer nicht im privaten Umfeld bekommt oder eben gerade den Blick von außen auf eine verfahrenere Situation braucht, kann sich an eine Beratungsstelle wenden.

Wo Eltern ihre Sorgen abladen können

Das geht ganz unbürokratisch. Bei der Immanuel Beratung melden sich Eltern meist telefonisch und bekommen den ersten Termin. „Wir sind durch das Kinder- und Jugendhilfegesetz angehalten, innerhalb von drei oder vier Wochen den ersten persönlichen Termin zu geben“, erklärt die Beraterin. „Je kleiner die Kinder sind, desto schneller gibt es einen Termin. Wenn wir so schnell nichts anbieten können, schauen wir auch, ob es eine andere Stelle gibt, die ebenfalls gut geeignet ist. Aber meistens schaffen wir das innerhalb dieser Zeit.“ Die Beratung ist kostenfrei. „Am Ende der Beratung sagen wir: ‚Wenn Sie zufrieden waren, freuen wir uns über eine Spende‘“, sagt Jürgens, betont aber: „Das ist niemals das Erste, worum es geht.“

Wer zur Beratung kommt, hat die erste innere Abwehr schon überwunden. „Wer herkommt, zeigt, er will sich Zeit nehmen und sich damit beschäftigen“, sagt Jürgens. Oft hilft Eltern schon, dass sich jemand ihre Erziehungsprobleme in Ruhe anhört. „Hier haben sie einen Anlauf-

punkt, wo sie mal loswerden können, was alles so anstrengend ist. Und auch mal hören: ‚Meine Güte, Sie leisten aber wirklich viel!‘ Und das, glaube ich, entlastet oft.“ Die Hilfe bei den konkreten Schwierigkeiten sieht dann sehr individuell aus, betont Heike Vauk. Die Psychologin und Therapeutin leitet seit fast zwanzig Jahren die Beratungsstelle in Pankow. „Im Wort ‚Ratschläge‘ steckt das Wort Schläge drin, da sollte man vorsichtig sein“, gibt sie zu bedenken. „Man muss mit den Eltern gemeinsam entwickeln, was zu ihnen und ihren Kindern passt. Da gibt es kein Patentrezept. Man kann sagen: ‚Probieren Sie das mal aus, klappt das – oder klappt das gar nicht, dann müssen wir neue Ideen entwickeln.‘“

„Was macht Ihnen denn Spaß? Haben Sie das schonmal mit Ihrem Kind gemacht?“

Gelassenheit ist ein Schlüsselwort, das stellen die beiden Psychologinnen immer wieder fest. Eltern dürfen sich von dem Anspruch befreien, perfekt sein zu müssen. Zu schnell stehen sie unter dem Druck, das Kind bestmöglich fördern zu wollen, und begeben sich in einen regelrechten Förderstress. „Sie fördern Ihre Kinder im Alltag ständig und ganz nebenbei“, beruhigt Heike Vauk solche Eltern zum Beispiel. „Ich sage ganz oft: ‚Was macht Ihnen denn Spaß, was würden Sie gerne tun?‘ Dann kann man ja schauen: Könnte das dem Kind auch Spaß machen? Eine Mutter war begeisterte Hobbymalerin. Da habe ich gefragt: ‚Haben Sie das denn schon mal mit Ihrem Sohn gemacht?‘ Wenn ich von etwas begeistert bin, kann ich meinen Sohn und meine Tochter meist auch davon begeistern.“

Hier erhalten Eltern Hilfe:

- » Die Beratungsstelle in Berlin-Pankow ist nur eine von vielen Einrichtungen unter dem Dach der Diakonie Deutschland. Der Wohlfahrtsverband der Evangelischen Kirchen zeigt auf seiner Homepage die Beratungsstellen per Deutschlandkarte an:

hilfe.diakonie.de/hilfe-vor-ort/erziehungsberatung-und-familienberatung

- » Auch der katholische Caritasverband bietet bundesweit Erziehungs- und Familienberatung an: **caritas.de/hilfeundberatung/ratgeber/familie/ueberforderteeltern/erziehungs-und-familienberatung**

- » Beim Kinderschutzbund gibt es ein kostenfreies Elterntelefon. Unter 0800 111 0 550 sind von Montag bis Freitag 9–11 Uhr und Dienstag und Donnerstag 17–19 Uhr ausgebildete Berater und Beraterinnen zu erreichen.

nummergegenkummer.de/elterntelefon.html

- » Der Kinderschutzbund hilft auch bei der Suche nach Beratungsstellen vor Ort.

dksb.de/de/fuer-eltern

- » Auf der Website der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung können Eltern mit der Beratungsstellen-Suche eine passende Einrichtung in der Nähe finden.

bke.de

Daneben sind auch die jeweils zuständigen Jugendämter Ansprechpartner für Erziehungs- und Familienberatung.

Besserwisserei und Bevormundung haben bei der Beratung keinen Platz

„Die Stärken verstärken“, so nennt es Vauk. Den Blick auf das lenken, was gut ist, und auch mal den Fokus verändern. Gerade Eltern von pubertierenden Kindern kann dieser andere Blick helfen, weiß Jürgens. „Was passiert denn in der Pubertät? Da wird das Gehirn umgebaut, da verstehen wir die Kinder oft gar nicht mehr. Wie ging es Ihnen, als Sie zwölf waren? Da war es so, dass man in der Schule nicht das Richtige anhatte, dass man sich nicht getraut hat, irgendwas zu sagen. Dass alle doof waren oder man selbst sich doof gefühlt hat. Ich frage die Eltern oft: ‚Was glauben Sie, wie geht es Ihrem Kind? Ist das eigentlich zufrieden damit, dass es sich mit Mama anschreit?‘“

Den erhobenen Zeigefinger gibt es in der Beratung nicht. Dennoch können Verhaltensweisen hinterfragt werden. „Nicht im Sinne von: ‚Sie machen etwas falsch‘, sondern: ‚Wie ist es entstanden?‘“, betont Vauk. „Mir ist ganz wichtig, einen wert-

schätzenden Umgang mit jedem zu haben.“ Dass das gelingt, zeigt der Andrang, den die Beratungsstelle zu verzeichnen hat. Trotz kirchlichem Hintergrund macht nicht nur die klassische Kleinfamilie dort Termine. „Jede Familie ist willkommen, ob das gleichgeschlechtliche Paare oder Adoptionseltern oder Pflegefamilien sind“, betont Leiterin Vauk. Sie selbst gehört zu einer christlichen Gemeinde, ihre Klienten dagegen können evangelisch, katholisch oder muslimisch sein – oder auch mit keiner Religion etwas zu tun haben. „Da bin ich total gelassen und denke: Es geht darum, dass jede Familie sich für sich wohlfühlt.“

Yoga und evangelische Beratungsstelle: Nicht für jeden passt das zusammen

„Man lernt sehr viele Lebenswelten kennen und alle sind anders!“, ist Jürgens begeistert. Was den Erfolg der Beratung ausmache, sei, die Leute anzunehmen. Dabei kann es auch mal vorkommen, dass die Chemie nicht stimmt. „Ich habe

mal eine Mutter gehabt, der habe ich gesagt, dass ich gerne Yoga mache“, berichtet Jürgens. Diese Mutter wollte daraufhin die Beraterin wechseln – evangelische Beratungsstelle und Yoga ging für sie nicht zusammen. Auch das ist wichtig: Sich wohlfühlen dort, wo man über seine Probleme spricht. Die Psychologinnen machen deshalb Mut, auch hier die Scheu über Bord zu werfen und zu schauen, was und wer zu einem passt.

Offiziell sind zehn Klientenkontakte vorgesehen. In der Praxis heißt das: „Mit dem einen kann man dreißig Kontakte haben, mit dem anderen nur drei“, so Heike Vauk. „Das ist der Vorteil, hier zu arbeiten. Man muss keine Anträge ausfüllen, dass so und so viele Sitzungen bezahlt werden. Die Leute können einfach kommen. Bei manchen hat sich die Sache nach drei Terminen erledigt, die kommen dann auch nicht wieder. Dann gibt es wieder längere Prozesse bis zu ein oder anderthalb Jahren. Und es gibt Eltern, die gute Erfahrungen gemacht haben und nach einem Jahr mit einem anderen Thema wiederkommen.“ ■

Anzeigen

DANIEL BÖCKING

»Seit ich Christ bin, ist alles so gut für mich geworden.«

Daniel Böcking zeigt, wie einfach und schön der christliche Glaube ist: Er macht glücklich, ist vernünftig, macht Spaß, rettet Leben und ist auch noch brandaktuell. Schritt für Schritt vom Grünschnabel im Christen-Establishment hin zu einem Leben, das fest im Glauben verankert ist – davon berichtet Daniel Böcking in seinem neuen Buch.

€ 18,00 (D)
ISBN 978-3-579-08714-0
Auch als E-Book erhältlich

Erfahren Sie mehr unter www.gtvh.de

Vom Preisträger GOLDNER COMPASS

GÜTERS DIE LOHERVISION VERLAGSEINER HAUSNEUENWELT

Paten in Armenien gesucht!

Christlicher Hilfsbund im Orient

Christlicher Hilfsbund im Orient e.V.
Friedberger Str. 101
61350 Bad Homburg

Gerne informieren wir Sie ausführlich zu unserem Patenschaftsprogramm in Armenien!

Eine Kinderpatenschaft in Armenien ist Hilfe, die ankommt. 50 € im Monat helfen, Not zu lindern. Hoffungslosigkeit muss nicht das letzte Wort haben. Schenken Sie einem Kind Zukunft und Hoffnung!

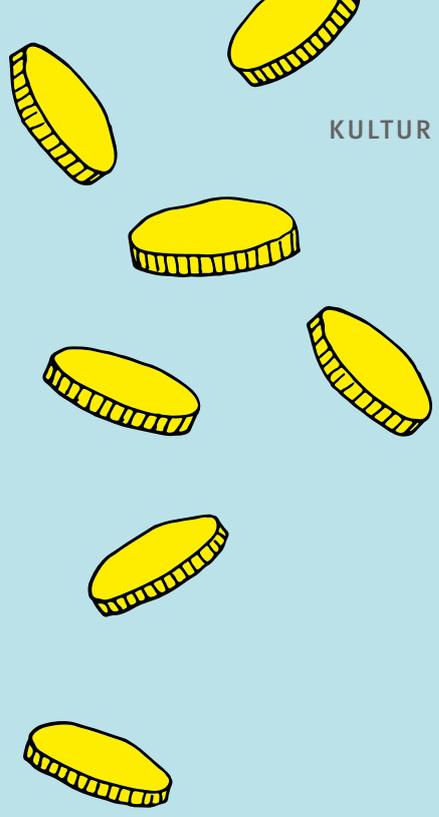
Tel. 06172 / 898061
Mail: info@hilfsbund.de
www.hilfsbund.de

IBAN DE50 5206 0410 0004 1211 20 BIC GENODEF1EK1
Ev. Bank Frankfurt

MHST	3,93	0,27	3,55
1= 7,00%	2,98	0,57	7,75
2=19,00%	6,91	0,84	
SUMME			

Matthäus 26,56
 Markus 14,50

 DA VERLIEBEN SIE IHN...



Bestseller-Autor Bastian Sick („Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“) erklärt in seiner pro-Kolumne Sprichwörter und Redewendungen aus der Bibel. In der dritten Folge geht es um Kleingeld, Klassenkameraden und Mutlosigkeit. | **VON BASTIAN SICK**

Neulich im Supermarkt. Eine Kundin zählt an der Kasse ihr Kleingeld ab: „Sechzig, siebzig, achtzig ...“ Sie schüttelt den Kopf und seufzt: „Da verließen sie mich!“ Die Kassiererin erwidert mit einem Schmunzeln: „Sie meinen: ihn!“ Die Kundin blickt irritiert von Ihrem Portemonnaie auf: „Wie bitte? Wen meinen Sie?“ – „Ich meine: Da verließen sie ihn! So sagt man doch.“ – „Ach ja? Na, soll mir recht sein, dann fragen Sie doch diesen Wen-auch-immer, ob er noch zehn Cent für mich übrig hat!“

Die Worte „Da verließen sie ihn“ hat vermutlich jeder schon einmal gebraucht, denn sie lassen sich auf zahllose Situationen anwenden. Es können die Cent-Stücke sein, die einem ausgegangen sind, es kann die Mobilfunkverbindung sein, die plötzlich abreißt und ein Gespräch abbrechen lässt, oder es ist die Flasche Wein, die eben noch fast voll war und auf einmal nur noch einen kläglichen Rest hergibt. Oft ist es auch einfach nur unser Gedächtnis, das uns gerade mal wieder im Stich gelassen hat. Da versucht man, die Mitschüler auf einem

alten Klassenfoto zu benennen: „Klaus, Anke, Matthias, Thomas, Gabi, der andere Matthias, Andreas, Stefan ...“ und beim Nächsten, dessen Namen einem partout nicht mehr einfallen will, stellt man resigniert fest: „Tja, und dann verließen sie ihn.“

Jesus bleibt allein zurück

Die Kundin an der Kasse hätte es vielleicht erstaunt zu erfahren, dass diese Redewendung aus der Bibel stammt. Das Im-Stich-gelassen-Werden ist ein bedeutungsvolles Thema im Neuen Testament. Und der ominöse „ihn“, der da verlassen wird, ist kein Geringerer als Jesus selbst. Der Evangelist Matthäus beschreibt in Kapitel 26 den Verrat Judas' und die Gefangennahme Jesu in Gethsemane. Judas geht auf Jesus zu und küsst ihn, womit er den bewaffneten Schergen der Hohepriester das verabredete Zeichen gibt. Jesus wird umstellt und ergriffen. Die Jünger verlässt daraufhin der Mut, und so heißt es in Vers 56: „Da verließen ihn alle Jünger und flohen.“ Den gleichen Wortlaut – leicht verkürzt – findet man auch bei Markus, Kapitel 14, Vers 50: „Da verließen ihn alle und flohen.“ Der Volksmund machte daraus „Da verließen sie ihn“.

Auch wenn die Bibelstelle zutiefst bedrückend ist, so verwenden wir diese Worte heute meistens scherzhaft. Das ist jedoch kein Frevel, sondern nur ein Beweis dafür, dass die Bibel auch fast 500 Jahre nach ihrer Übersetzung durch Martin Luther ein unverbrüchlicher Teil unseres Alltags, unseres Denkens und unserer Sprache ist. ■



Foto: Bastian Sick

Bastian Sick, Jahrgang 1965, begann 1995 als Dokumentationsjournalist beim Nachrichtenmagazin Der Spiegel. Vier Jahre später wechselte er als Schlussredakteur in die Online-Redaktion. 2003 bekam er die Kolumne „Zwiebelfisch“, in der er humorvoll über häufige sprachliche Fehler und die grammatischen Hintergründe schreibt. Daraus wurde schließlich die Buchreihe „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ mit mittlerweile sechs Folgen. Seit 2006 ist er auch mit Bühnenprogrammen unterwegs.

Illustration: theresa-peter.de

„Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein“

Gott ist für den Musiker Martin Pepper mehr als ein Wort. Ein Gespräch darüber, wie er diesen Gedanken in seiner Musik verarbeitet und wie man menschlicher Erfahrung Raum geben und trotzdem wirklich Gott anbeten kann. | DIE FRAGEN STELLTE MARTIN JOCKEL

pro: Ihr neues Album heißt „viel mehr als nur ein Wort“. Steckt dahinter ein Thema, das Ihnen schon länger wichtig ist?

Martin Pepper: Es ist mir schon länger wichtig, allzu einfache Schablonen und Klischees des christlichen Glaubens in ihrer größeren Komplexität zu verstehen. Mit „viel mehr als nur ein Wort“ beziehe ich mich auf das Wort „Gott“. Wenn wir von Gott reden, müssen wir natürlich irgendein Wort verwenden. Außerdem ist Gott ja „das Wort,“ wie es am Anfang des Johannesevangeliums heißt. Der Begriff spielt also eine große Rolle in unserem Verständnis von Gott. Aber all unser Reden von Gott kann schnell zu einer Theorie oder gar eine Ideologie werden. Entscheidend ist am Ende, welche Inhalte und Erfahrungen wir damit verbinden. Ich mache mir Gedanken darüber, in welchen Bildern ich meine Gotteserfahrung auch anderen Menschen verständlich machen kann.

Wie denken Sie denn dann über Gott nach?

Ich glaube, dass man Gott in sich selbst beschreiben könnte als einen Hunger nach Sinn und Bedeutung, einen Ruf zur inneren Einsicht und Versöhnung, eine Liebe, die uns nie aufgibt. Für mich wurde Gott zu einem Ruf zur Umkehr, einem Ruf in die Nachfolge Jesu und in die Gemeinschaft der Christen. Es war ein für mich deutlich vernehmbarer Ruf, der sagte: „Dich meine ich.“

Wenn Sie von Gott als einem Ruf in uns sprechen, heißt das doch, dass wir von Gott nur von uns selbst aus reden können. Wie kann da in Ihren Liedern noch ein Spagat gelingen, diesem menschlichen Fühlen Raum zu geben und trotzdem wirklich Gott anzubeten und nicht doch den Menschen?

Die subjektive Seite darf natürlich nie das Alleinige sein. Wir sind nicht nur auf uns gestellt, sondern haben eine christliche Tradition. Wir haben Texte, die etwas Geschichtliches bezeugen und uns herausfordern. Und wir haben Menschen, zum Beispiel in Gemeinden und Instrumente der Theologie, die uns helfen, sie zu deuten. Es ist eine Frage des Vertrauens, wem wir erlauben, uns zu helfen. So mischen sich subjektive Elemente des Erlebens mit objektiven Elementen wie Bibel, Theologie und christlicher Gemeinschaft. Doch so objektiv und eindeutig ist die christliche Gemeinschaft auch nicht. Es gibt heute nicht nur die eine Gestalt des Christlichen, sondern viele „Christentümer“. Damit unsere Wahl kein reines „Wunschkonzert“ wird, sollten wir vielleicht im Blick behalten, dass das Heilige uns immer „zweischneidig berührt“. Gott ist (nach Rudolf Otto) nicht nur das „mysterium fascinans“ – das Geheimnis, das uns anzieht –, sondern er ist auch das „mysterium tremendum“ – das Geheimnis, das uns erschüttert.

Wie bilden Sie das in Ihrem kreativen Prozess ab?

Für mich ist diese Komplexität Gottes nur mit Worten zu vermitteln. Der Glaube kommt aus dem Wort der Predigt, sagt Paulus. „Christliche Musik“ ist Bekenntnismusik zum christlichen Glauben. Ich kann keine christliche Musik ohne Worte machen. Sie wird erst dann auch für andere nachvollziehbar zu etwas Christlichem, wenn sie mit einem christlichen



Martin Pepper: „Viel mehr als nur ein Wort“, Gerth Medien, 17,80 Euro, EAN: 4029856464855

Symbol verbunden ist. Nur so kann ich meinen Zeitgenossen mein Verständnis von Gott praktisch näher bringen. Ich bin mir aber bewusst, dass Gott auch in der Musik an sich wirksam ist. Musik ist eines der ganz großen Mysterien unseres Menschseins. Wir verstehen bis heute nicht, warum sie so auf uns wirkt. Musik berührt mich. Manchmal kriege ich eine Gänsehaut, manchmal fließen mir die Tränen. Dieses Angerührtwerden ist

von Worten unabhängig; auch dies kann ich für mich nur als ein Wirken Gottes bezeichnen.

Da klingen einige Elemente aus der Mystik an. Auf dem Album kommt das auch vor, zum Beispiel in dem Song „eins mit dir sein“. Woher kommt diese Leidenschaft für das Mystische?

Der katholische Theologe Karl Rahner hat den schönen Satz gesagt: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder er wird nicht sein.“ Will heißen: Man kann als Christ in der Zukunft nur dann existieren, wenn der Glaube mehr ist als ein reines Bekenntnis, als eine Lehre, der man folgt. Er muss etwas sein, das wir fühlen, das mit unserem Innersten in lebendiger Resonanz steht. Diese Resonanz ist es, die mich begeistert. Sie ist bei den Mystikern über die Jahrhunderte immer wieder aufgebrochen, unter anderem als Sehnsucht. Diese Sehnsucht gibt es auch sehr stark in der charismatisch-pfingstlichen Welt, in der ich einen großen Teil meines geistlichen Lebens verbracht habe. Mystik im Sinne von innerer, lebendiger Gotteserfahrung hat mich in meinem Christsein von Anfang an begeistert.

Viele Christen, vor allem Evangelikale, sehen die Mystik kritisch. Sie befürchten, dass dabei die Souveränität Gottes verloren geht, dass man doch nur „hintenrum“ und „esoterisch“ sich selbst anbetet. Was sagen Sie dazu?

Es gibt Mystik sicherlich auch als religiöses Leistungssystem oder eine nebulöse religiöse Selbsterfahrungswelt, die uns den Weg zu Gott, zu dem Jesus ruft, vielleicht sogar verstellt. Wenn ich aber betend sage „Gott, lass mich eins mit dir sein“, dann ist es ein kolossales Missverständnis zu denken, dass ich von mir aus versuche, mit Gott eine Einheit herzustellen. Das wäre menschliche Anmaßung. Wir leben in allem, was wir mit Gott erleben, immer nur von dem, was uns gegeben, geschenkt und offenbart wird. Das ist eine Mystik der Gnade.

Auch Ermutigendes findet auf Ihrem neuen Album Platz: „Hier wird gegeben und genommen, doch das wird nie mein Vertrauen zerstören“, heißt es zum Beispiel im Song „Das Leben gibt und nimmt“. Wo mussten Sie in Ihrer

Musikerkarriere schon Rückschläge einstecken?

Um das Jahr 2003 habe ich eine CD mit Elementen stark elektronischer Musik gemacht, weil ich eine neue Gruppe von Menschen damit für den Glauben an Jesus gewinnen wollte – das war damals in der christlichen Szene noch überhaupt nicht im Trend. Ich bin damit auf Tour gegangen; aber irgendwie ist es mir und den Veranstaltern nicht gelungen, dieses „Extra Angebot“ von meinem bisherigen Image zu lösen. So kamen die ganzen Fans von „Rückenwind“ und „Vater, wir loben und preisen dich“ samt Kindern in meine verrückten, neuen Produktionen und warteten auf ihre Lieblingslieder. Es gab ein Konzert, da war nach der Pause noch ein Zehntel der Leute da. Dann hab ich das Experiment so schnell wie möglich beendet.

War das Gottes Wirken?

Das Leben, wie Gott es geschaffen hat, hat eine gewisse Selbstständigkeit. Es entwickelt sich in einer Mischung aus Zufall, Notwendigkeit und menschlicher Einflussnahme. Das zu akzeptieren, macht Gott nicht kleiner. Natürlich ist Gott anwesend und wirksam in seiner Welt, aber er bestimmt sie nicht in jedem Detail. Ich gehe heute nicht mehr davon aus, dass Gott einen detaillierten Lebensplan für mich (und alle anderen) vorliegen hat, den ich unbedingt realisieren muss. Ich versuche, aus allem etwas zu lernen. Ich lasse mich von Widerständen und Fehlversuchen nicht unterkriegen, sondern vertraue Gott von ganzem Herzen.

Der abschließende Song auf dem Album ist ein Remix Ihres bekannten Songs „Rückenwind“. Wie gibt Ihnen Gott Rückenwind im kreativen Prozess?

Den größten Rückenwind erlebe ich persönlich beim Lesen. Ich bin ein Mensch, der stark von Gedankenimpulsen beflügelt wird, sei es aus der Bibel oder auch aus nicht religiöser Literatur. Es begeistert mich, weil es mir hilft, meine Welt ein bisschen besser zu verstehen. Und ich mache die Erfahrung, dass meine Gotteserfahrungen durch das, was ich lese und verarbeite, nicht schwächer werden, sondern neu anfangen zu leuchten und widerzuhallen.

Danke für das Gespräch! ■



Foto: Jesuan do Amaral

Martin Pepper, Jahrgang 1958, ist ein christlicher Liedermacher, Theologe, Pastor und Autor. Mit Lobprestiteln wie „Rückenwind“ oder „Flügelleicht“ wurde er deutschlandweit bekannt. Seine theologischen Ideen verarbeitet er in seinen Texten, so auch auf seinem neuen Album „Viel mehr als nur ein Wort“.

DER BALANCE-KÜNSTLER

Der christliche Liedermacher und Literaturprofessor Manfred Siebald fühlt in sich „die Spannung zwischen verschiedenen Begabungen“. Ob die Balance, die er gefunden hat, gut war, möchte er irgendwann einmal von Gott wissen. Im Oktober wird der bescheidene Wortartist 70 Jahre alt.

| VON STEFANIE RAMSPERGER

Dewey besiegt Truman“, heißt die Schlagzeile der Chicago Tribune vom 3. November 1948. Gewisse Berühmtheit hat sie deswegen erlangt, weil die Nachricht, Dewey habe die Präsidentschaftswahl gewonnen, zwar brandaktuell war, aber dummerweise falsch. Truman hatte gewonnen, obwohl das niemand erwartet hatte. Fast 70 Jahre danach gab es einen ebenso überraschenden Wahlsieger in den Vereinigten Staaten. Es sind wohl unzählige politische Nachrufe auf Donald Trump unveröffentlicht in den Schubladen von Journalisten beerdigt worden, als der Twitterkönig die Präsidentschaft gewann.

„Absolut überrascht“ habe ihn Trumps Sieg, sagt Manfred Siebald, der bis 2012

als Professor für Amerikanistik an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz lehrte. Beim Thema „Trump“ wird der sonst zurückhaltend wirkende Mann leidenschaftlich: „Ich halte Trump für eine ausgemachte Katastrophe!“, sagt er, denn: „Er hat eines der höchsten Güter des christlichen Glaubens, die Wahrheit, zu seinem Spielzeug gemacht und damit in der Öffentlichkeit entwertet.“ Dass Trump aktuellen Berechnungen zufolge mindestens fünf publizierte Lügen pro Tag von sich gebe, empört den schlanken Mann. Für ihn ist Integrität wichtig. Er selbst versuche sich in seinen verschiedenen Rollen als Ehemann, Vater, Musiker und Akademiker treu zu bleiben. „Auf der Bühne bin ich derselbe wie im Hörsaal.“



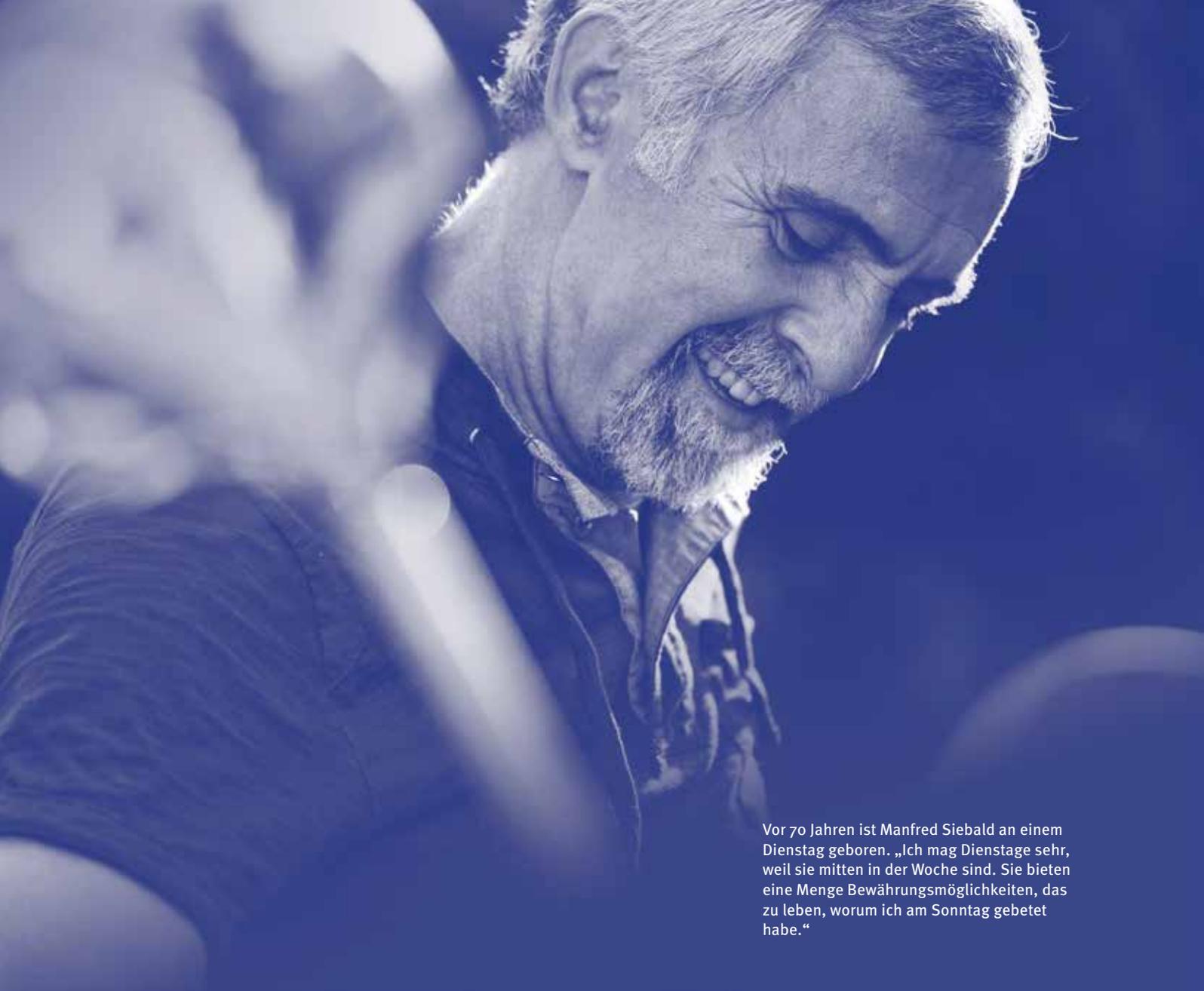
Der wohl größte Medien-Aufreger in Manfred Siebalds Geburtsjahr: Die amerikanische Zeitung Chicago Tribune hatte den unterlegenen Präsidentschaftskandidaten voreilig zum Wahlsieger gekürt.

Foto: Wikipedia

Siebald ist, genau eine Woche vor Trumans historischem Wahltriumph, im hessischen Alheim zur Welt gekommen. Am 26. Oktober feiert er seinen siebzigsten Geburtstag. Den möchte er stressfrei begehen, erzählt er. Die Beine übereinandergeschlagen sitzt er lässig, in schwarzem T-Shirt, schwarzen Jeans und schwarzen Sneakers, auf einem bordeauxroten Zweisitzersofa. Die Doppelhaushälfte, die Siebald mit seiner Frau Christine bewohnt, strahlt Behaglichkeit aus. Alte Bücherschätze und unzählige CDs stapeln sich in Regalen, eine antike Uhr hängt an der Wand, ein edler Tropfen steht auf dem Schrank. Bilder zeitgenössischer Künstler zieren das Wohnzimmer und deuten darauf hin, dass hier Feingeister zu Hause sind.

Dabei scheint Gemütlichkeit so gar nicht zu Siebald zu passen: Über 100 wis-

Foto SCM Verlag



Vor 70 Jahren ist Manfred Siebald an einem Dienstag geboren. „Ich mag Dienstage sehr, weil sie mitten in der Woche sind. Sie bieten eine Menge Bewährungsmöglichkeiten, das zu leben, worum ich am Sonntag gebetet habe.“

„Ich habe den ganzen Tag Gründe zur Freude. Allein, wenn ich eine Libelle beobachten darf, die über unserem Minitisch in der Luft steht, ist das für mich ein kleines Fest.“

senschaftliche Veröffentlichungen gehen auf sein Konto. Und als wäre das allein kein Vollzeitjob, hat Siebald im Lauf seines Lebens über 400 Lieder geschrieben, 22 Studioalben, eine Live-CD, diverse Sampler und drei Chor-CDs herausgebracht. Mindestens 3.000 Mal stand er als Solist auf der Bühne, und ein Blick in seinen Terminkalender verrät, dass er kei-

neswegs ans Aufhören denkt: Bis Ende 2019 sind viele Wochenenden bereits mit Konzerten verplant. Siebald spielt seine Termindichte herunter. Gott habe ihm schlicht Gaben und Gelegenheiten gegeben, Lieder zu verfassen und wissenschaftlich zu arbeiten. Zuweilen fühle er sich hin- und hergerissen zwischen den verschiedenen Begabungen. Denn zu je-

der Gabe gehört für ihn eine Aufgabe. Er hoffe, er habe weder den Liederschreiber noch den Amerikanisten noch den Familienvater vernachlässigt. „Ich versuche der Mensch zu werden, den Gott sich gedacht hat. Ich bin es längst noch nicht.“

Dabei ist Siebald schon lange Christ. In seiner Kindheit erkrankte seine Mutter an Krebs. Dass sie durch ein Wunder – so die Ärzte – gesund und letztlich 91 Jahre alt wurde, ist für den Musiker und Professor immer noch ein Grund zum Staunen. Die Krankheit der Mutter brachte die Familie damals zum Beten. „So hat mein Glaube angefangen“, erzählt er. Auch von weiteren himmlischen Überraschungen kann Siebald berichten: Er und seine Frau waren schon elf Jahre verheiratet, als ihr heute dreiunddreißig Jahre alter Sohn zur Welt kam. Doch Siebald nimmt nicht nur die großen Gottesgeschenke

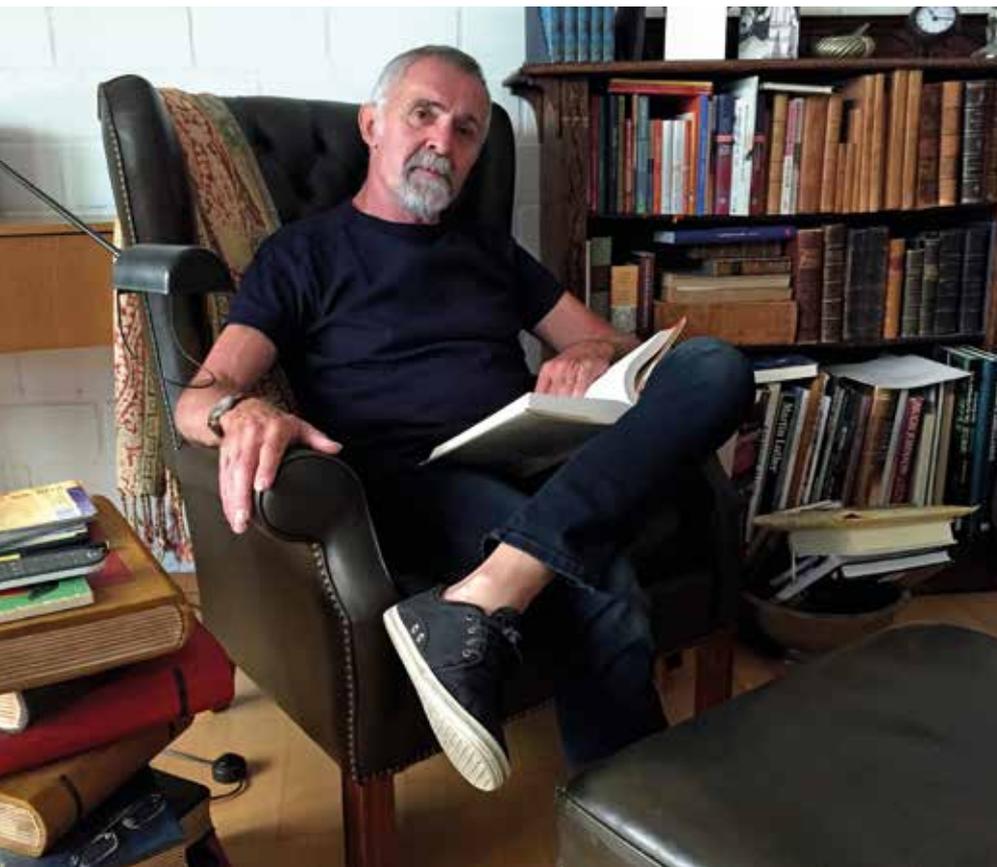


Foto: pro/Stefanie Ramsperger

wahr: „Ich habe den ganzen Tag Gründe zur Freude. Allein, wenn ich eine Libelle beobachten darf, die über unserem Mini-teich in der Luft steht, ist das für mich ein kleines Fest.“

Großzügiger Geber und Träger des Bundesverdienstkreuzes

Weil er seine kompletten Konzerteinnahmen an verschiedene Organisationen und Missionswerke spendet, und weil auch seine Frau als Ärztin ausschließlich

Ihn treibe vielmehr der „vor ihm hergehende Jesus“ an. Siebald zögert, überdenkt seine Worte und korrigiert sich: „Jesus zieht mich mit“, verbessert er dann. „Antreiben“ – das klinge nach Zwang, und den gebe es bei Jesus nicht.

Siebald legt Wert auf präzise Formulierungen. Worte sind für ihn etwas Kostbares, Filigranes. Er wählt sie behutsam aus und fügt sie sorgfältig zusammen. Deswegen braucht er für einen Liedtext auch meistens viele Monate, bis er damit zufrieden ist.

„Ich bin sehr froh, dass ich immer mit Israel Geburtstag feiern kann.“

ehrenamtlich für die Hilfsorganisation humedica tätig ist, hat das Ehepaar vor zehn Jahren zwei Bundesverdienstkreuze verliehen bekommen. Ob ihn das stolz macht? „Nein“, ist die schlichte Antwort des Mannes, der sich herausragend ums Gemeinwohl verdient gemacht hat.

Unter seinen wohl populärsten Titeln: „Ins Wasser fällt ein Stein“, „Geh unter der Gnade“ und „Ich gehe weiter, nur ein wenig weiter“. Das letztgenannte Lied hat er schon über vielen Todesanzeigen gesehen, und sogar auf Grabsteinen. Siebald selbst trägt am liebsten seine neuesten

„Ich wünsche dir den schönsten Montagnachmittag der gesamten Woche.“ Sätze wie diesen ruft Manfred Siebald schon mal durch eine Bürotür in seinem Institut. Er möchte für gute Laune sorgen und fühlt sich heute manchmal als „Hofnarr vom Dienst“.

Werke vor: „Das ist wie mit den jüngsten Kindern in einer Familie – die sind meist am interessantesten“, schmunzelt er.

Moderne Technik? Ein Muss für den Künstler

Leben ist für Siebald Lernen. „Ich will nie aufhören, sinnvolle Sachen zu lernen“, hat er sich vorgenommen. „Ich liebe zum Beispiel moderne Technik, wenn sie funktioniert und mir nicht ständig irgendwelche teuren Updates aufschwätzen will.“

In seinem Geburtsjahr, 1948, wurde die Fernbedienung erfunden. Absolut unverzichtbar, findet Siebald. „Sonst müsste ich ja jedes Mal zur CD-Anlage oder zum Fernseher rennen.“ Und weil er jeden Morgen zehn verschiedene amerikanische Nachrichtenportale und Zeitungen studiert, wäre das tatsächlich eine echte Rennerei.

Siebald mag sein Geburtsjahr. Nicht so sehr, weil da die FDP gegründet wurde; auf die Partei mit dem „Chamäleon-Gesicht“, wie er sagt, könnte er auch verzichten. Aber die Gründung Israels in dem Jahr findet er wichtig, zeige sie doch, dass „Gottes Volk wieder in seine Heimat gekommen“ sei. „Ich bin sehr froh, dass ich immer mit Israel Geburtstag feiern kann.“

Dass in dem Jahr dem englischsprachigen Lyriker und Dramatiker T. S. Eliot der Literaturnobelpreis verliehen wurde, macht Siebald ebenfalls froh, denn der habe ihn literarisch geprägt und habe in seinem Spätwerk menschliches Verhalten gültig aus christlicher Perspektive beurteilt. Aus dem Stand zitiert der Professor aus Eliots Drama „Mord im Dom“: „The last temptation is the greatest treason: To do the right deed for the wrong reason“ (Die letzte Versuchung ist der größte Verrat: Aus falschem Grund zu tun die rechte Tat).

Diese Wahrheit lässt sich für Siebald in Donald Trumps Rhetorik und Politik be-

obachten. Und sie erklärt letztlich auch, warum ihn so viele amerikanische Evangelikale zum Präsidenten gewählt haben: „Sie haben die evangelische Ethik auf drei Felder, Abtreibung, Homosexualität und Israel, reduziert, haben ihm geglaubt, als er für sie wichtige Werte zu schützen versprach, aber die Augen für das geschlossen, wofür dieser Mensch sonst steht. Sie haben nicht seine Menschenverachtung und seine belegten sexuellen Übergriffe, nicht seine selbsterklärte unglaubliche Habgier und die anderen Kardinalsünden in seinem Verhalten wahrgenommen.“

Wetten gegen einen Sieg Donald Trumps

Das amerikanische Time-Magazin hatte 1948 den damaligen Überraschungssieger Truman zur „Person des Jahres“ gekürt. Siebald würde zu einer solchen Person heute Papst Franziskus ernennen. „Der vertritt die richtigen Werte, und er lebt sie. Anders als im Augenblick in den USA tätige Politiker.“ Diese weitere Spitze gegen den aktuellen Amtsinhaber kann er sich nicht verkneifen.

Ob Trump noch eine zweite Amtszeit für sich entscheiden werde? „Ich habe einige Wetten laufen, die mich sehr viel Geld kosten würden, wenn er tatsächlich noch einmal gewinnt. Ich hoffe und bete, dass er nicht nochmal Präsident wird, weil ich Amerika liebe.“ ■

Manfred Siebald über prominente Jahrgangsgenossen:

» Prinz Charles

„Tragische Figur der britischen Geschichte, die nicht immer überlegt, bevor sie redet. Aber ich hätte ihm gewünscht, dass er König geworden wäre.“

» Otto Waalkes

„Hat mich unglaublich zum Lachen gebracht. Seine Querdenke und sein gespielter Erstaunen über Idioten sind sehr erfrischend. Hat meinen Humor beeinflusst.“

» Jörg Wontorra

„Angenehmes Gesicht im Fernsehen, der mir in seinen Sendungen manche sportlichen Dinge erklärt hat.“

» Joschka Fischer

„Von Gott geliebter Mensch, der mich manchmal aufgeregt hat in der Art, wie er sich selbst überschätzte. Hat aber auch manche respektablen Dinge bewegt.“

Andrew Lloyd Webber

„Große Bewunderung für einen unglaublich fleißigen Menschen mit großem Gespür für Stoffe und einigen Jahrhundert-Melodien. Über sein Musical ‚Cats‘ habe ich meine Antrittsvorlesung in Mainz gehalten. Hat übrigens mit einem frommen Musical, ‚Joseph and the Amazing Technicolor Dreamcoat‘, begonnen.“

» Alice Cooper

„Nicht meine Art von Musik, und seine schaurigen Bühnenpräsentationen gehen nicht an mich ran. Ist wohl Kirchgänger und ein betender Mensch, aber mit seiner kommerziellen Satanistenrolle kann ich nichts anfangen.“

» Ozzy Osborne

„Siehe Alice Cooper, wobei ich nicht weiß, zu wem genau Ozzy Osborne betet. Aber für alle gilt: Der Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott sieht das Herz an.“

Anzeige

Irgendwas mit Medien ...

Wege in die Medien – Als Christ in Journalismus und PR
Tagung für junge Medienschaffende und solche,
die es werden wollen

7. bis 9. Dezember 2018 | Leipzig

Mit dabei:

Daniel Böcking | stv. Chefredakteur BILD
Michael Voß | Redakteur MDR Aktuell
und weitere Referenten.

Weitere Informationen:

wege-in-die-medien.de
info@christliche-medienakademie.de
(0 64 41) 9 15 166



christliche
medien
akademie

hochschul_smd+



Fotos: pro/Nicolai Franz

Jonnes macht Deutsch-Pop, damit er seine Gedanken und Emotionen konkret in seiner Muttersprache beschreiben kann.

zog mir neue Saiten drauf und brachte mir ein paar Akkorde bei. Dann fing ich an, Musik und das Instrument intuitiv kennenzulernen, mein eigenes Tempo zu gehen. Das war sehr kostbar.

Hat das Gitarrespielen etwas gebracht, um die Handschrift zu verbessern?

Die Handschrift ist immer noch fürchterlich. Ich glaube aber, dass man sie ein bisschen besser lesen kann.

Inwieweit spielt Ihr Glaube in Ihren Texten eine Rolle?

Er ist schon ein großer Teil meines Songwritings, weil das einfach ein elementarer Teil in meinem Leben ist. Mein Glaube an einen liebenden Gott ist meine Hoffnung und mein Antrieb – aber nicht unbedingt Sicherheit, weil ich von Glauben, und nicht von Wissen, rede. Ich denke viel über meinen Glauben, Spiritualität, Gott, das Höhere als wir Menschen nach. Dabei bin ich auf den Gedanken gekommen: Musik ist etwas völlig Übermenschliches. Wir Menschen haben es uns nicht ausgesucht, dass sie in uns Emotionen auslöst. Das ist etwas Gottgegebenes.

pro: Jonnes, wer hat als erstes Potenzial in Ihnen entdeckt?

Jonnes: Als ich mit 13, 14 Jahren meine erste Band gründete, suchten wir einen Proberaum. Meine Mutter unterstützte uns sehr. Sie leitete eine Kita und machte uns dort im Keller einen Raum frei. Obwohl unsere ersten Sounds wie Kraut und Rüben klangen, war es wichtig, einen Ort zu haben.

Wie sind Sie zur Musik gekommen?

Mit elf Jahren hatte ich eine unleserliche Handschrift. Kein Lehrer konnte sie entziffern. Meine Mutter sagte: „Junge, um deine Handschrift zu verbessern, gehst du entweder zur Ergotherapie oder lernst Gitarre spielen und Akkorde greifen.“ Ich entschied mich für die Gitarre. Beim Unterricht war ich der Schlechteste. Ich legte das Instrument nach sechs Wochen wieder in die Ecke. Ein Jahr später nahm ich in einem stillen Moment die Gitarre meines Vaters in die Hand. Er sah das,

Glaube, Hoffnung, Naivität

Der Sänger Jonnes kam auf besonderem Weg zur Musik: Um seine unleserliche Handschrift zu verbessern, bekam er mit elf Jahren eine Gitarre – das Greifen der Akkorde sollte seine Feinmotorik verbessern. Im Gespräch mit pro erzählt der 26-Jährige über sein Berufsrisiko als freischaffender Künstler, wer sein Potenzial entdeckt hat und welchen Tipp er beim Thema Partnerschaft hat. |

DIE FRAGEN STELLTE MARTINA BLATT

Sie sind Berufsmusiker, verdienen Ihren Lebensunterhalt mit Ihrer Kunst. Inwieweit plagen Sie Existenzängste?

Ich lebe seit 2015/2016 von der Musik, zwei Jahre zuvor fasste ich den Entschluss. Mit der Freiberuflichkeit fängst du nicht an, wenn dein Konto auf Null steht und du keine Perspektive hast. Du fängst an, dich auf das Eis zu begeben, wenn du spürst, das Eis ist dick genug. Dementsprechend ging es am Anfang gut. Anfang 2017 merkte ich: Jetzt wird es langsam eng, die Ersparnisse gehen zur Neige, Konzerte für das Jahr stehen noch nicht viele an. Damals begann ich, über Alternativen nachzudenken. Was soll ich

Jonnes, der mit bürgerlichem Namen Jonathan Schmidt heißt, gründete als Jugendlicher seine erste Band. Die ersten Lieder schrieb er auf Englisch, heute formuliert der 26-Jährige seine Texte auf Deutsch. 2013 erschien sein erstes Album „Alles Gute kommt von Oben“, das er im WG-Zimmer aufnahm, 2016 folgte die EP „Mal ehrlich“. Seine aktuelle Platte heißt „Unfassbar Nah“. Der gebürtige Rand-Berliner lebt heute in Ludwigsburg.



„Durch Glauben, Hoffnung und ein Stück Naivität kann ich meiner Berufung nachgehen.“

machen, wenn die Musik nicht mehr da ist? Da fokussierte ich mich neu. Das war die Zeit, in der viele der Songs von dem neuen Album entstanden. In Gerth Medien fand ich einen Partner, der mit mir die Platte machen wollte, wie ich sie mir vorstellte. Das war für mich ein Sprung auf die nächste Scholle. Bei diesen Punkten sind wir beim Thema Sicherheit. Wenn ich nicht an einen liebevollen Gott glauben würde, der mächtig ist, würde ich nicht das tun, was ich gerade tue. Dann würde ich mir einen Job suchen, wo ich mein festes Einkommen und Berechenbarkeit habe. Aber durch meinen Glauben, meine Hoffnung und ein Stück weit auch Naivität kann ich gerade meiner Berufung und dieser Leidenschaft nachgehen. Dafür werde ich belohnt. Ich begegne Menschen, die dankbar für meine Kunst sind. Das gibt mir immer wieder Antrieb, meiner Berufung weiter nachzugehen. Als Musiker habe ich keine hundertprozentige Sicherheit. Das Risiko gehe ich bewusst ein.

Die Gegenthese, um Sie herauszulooken, heißt dann: Alle Festangestellten glauben an keinen liebenden Gott.

Nein, absolut nicht. Weil jeder Mensch, jedes Gemüt und auch jede Berufung unterschiedlich ist.

Sie geben Workshops für Songwriting und Bandcoaching. Was qualifiziert Sie dafür?

Ich habe damit angefangen, weil ich gefragt wurde: „Wie waren deine Anfänge mit der Musik? Wie hast du begonnen, einen Song zu schreiben?“ Ich merkte, dass ich jungen Menschen damit helfen konnte. Mit 16 bis 17 Jahren half es mir auch sehr, von jemandem erzählt zu bekommen, wie er es gemacht hat. Das motiviert mich, meine Erfahrungen, Gedanken und Eindrücke weiterzugeben – aber nicht als Credo, sondern als Empfehlung. Wenn man mich um Rat fragt, dann schildere ich gerne meine Perspektive. Was die Person damit macht, liegt in ihrer Hand.

Sie modeln für nachhaltige Kleidung. Wie wichtig ist es Ihnen, fair gehandelte Kleidung zu tragen?

Ich finde es sehr wichtig, dass wir uns Gedanken machen, wo hinein wir Geld investieren. Wenn wir etwa bei bestimmten Klamotten-Ketten Geld ausgeben, investieren wir ein Stück weit in diese Arbeit. Das finde ich überhaupt nicht gut, denn die möchte ich nicht fördern. Ich bemühe mich, darauf zu achten, wie meine Kleidung produziert wurde. Das Problem ist, ich schaffe es nicht konsequent, das umzusetzen, würde das aber gerne tun. Ich kaufe mir immer noch eine Jeans in bestimmten Läden, weil ich manchmal zu wenig Geld habe. Aber das ist für mich kein Grund zu sagen, dann lasse ich es ganz. Ich möchte irgendwann dahin kommen, dass ich mich nur noch mit den



Interview ansehen unter:

bit.ly/interview_jonnes

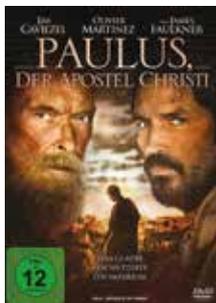
Klamotten kleide, die ich auch gut finde. **Sie haben vor Kurzem geheiratet. Das Thema Partnerschaft greifen Sie auch in Ihrer Musik auf. Haben Sie einen Rat für eine gelingende Beziehung?**

Auf dem neuen Album ist der Song „Jeder Sturm und jeder Wind“. Das Lied handelt von der Kommunikation in einer Liebesbeziehung. Immer wenn meine Frau und ich uns streiten, denken wir an dieses Lied. Nach dieser intensiven Zeit im Streit, lieben wir uns oft noch mehr als davor. Das, glaube ich, ist so, weil wir uns klarmachen, dass jeder Sturm und jeder Wind uns immer mehr zeigt, wer wir sind. Wenn wir streiten, sind wir emotional. Und emotional sein ist die Ehrlichkeit, die am weitesten geht. Das Problem ist nur: Wenn wir streiten, fühlen wir uns angegriffen. Es wäre gut, wenn wir im Streit Sätze des anderen anders aufnehmen könnten: „Meine Partnerin zeigt mir gerade so viel Emotionen und Ehrlichkeit. Das möchte ich wertschätzen und die Information, die ich bekomme – dass es meiner Partnerin nicht gut geht – positiv umsetzen.“ Ein Rat und Erfahrungswert von mir bezüglich der Ehe ist, sich klarzumachen und gegenseitig zuzusprechen: Wir sind füreinander, und wollen immer füreinander sein und nicht gegeneinander. Das hilft meiner Frau und mir sehr.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Paulus erhellt dunkles Hollywood-Kammerspiel

Der Film „Paulus, der Apostel Christi“ spielt zur düsteren Zeit, als Rom brannte und Kaiser Nero die Christen dafür verantwortlich machte. Paulus (James Faulkner) erhält im römischen Gefängnis Besuch von Lukas (Jim Caviezel), dem er als Nachlass Briefe an die christliche Urgemeinde diktiert. Ästhetisch sind die Filmbilder an „Die Passion Christi“ angelehnt, wobei sie trotz der allgegenwärtigen Christenverfolgung in Rom auf Mel Gibsons grafische Gewalt verzichten. Die Wandlung vom Saulus zum Paulus wird nur in kurzen Rückblenden angerissen, während die Handlung überwiegend im halbdunklen Kerker spielt. Hier spenden vor allem Paulus' Worte über Gottes Kraft und die Liebe als einzigen Weg Licht. Der nicht episch, sondern eher intim erzählte Film vergegenwärtigt, unter welchen schwierigen Umständen die biblischen Texte des Apostels kurz vor seinem Tod entstanden sein könnten. | **MICHAEL MÜLLER**

„Paulus, der Apostel Christi“, DVD, Gerth Medien, FSK 12, 106 Minuten, 15 Euro, EAN/ISBN 4030521752801



„Schnitzeljagd mit Christus“ auf DVD erschienen

Der Kinderkanal (KiKA) bietet mit dem Film „Schnitzeljagd mit Christus“ eine flippige und informative Reportage für Kinder. Unter dem Motto „Mit Christus um die Welt“ begeben sich zwei junge Moderatoren, Ben und Amy, auf eine Schnitzeljagd. Der Fernsehsender KiKA hat für die Produktion den „Goldenen Kompass“ gewonnen. Nun ist der Film auf DVD erschienen. Die Moderatoren treffen in Rio de Janeiro auf eine Bande junger Sprayer, die ihren „Helden“ Jesus auf eine Mauer sprühen. Die Sprayer klären auf: „Das Christentum boomt und birgt das größte Geheimnis aller Zeiten – oder warum sonst sind ein Drittel aller Menschen Christen?“ Um dieses Geheimnis zu lüften, machen sich die beiden Moderatoren auf die Suche. Mit Tablet und manchmal etwas gespielter Kampfegeist geht es los. Ben führt der Hinweis nach Nigeria, Amy nach Rom. Dabei stoßen sie auf Begriffe und Personen wie „Petrus“, „Kirche“, „Ostern“ oder „Karfreitag“. Diese werden kindgerecht erklärt. | **MIRIAM ANWAND**

„Schnitzeljagd mit Christus um die Welt“, DVD, 192 Minuten, KiKA, 15 Euro, ISBN 4052912871571



Auf der Spur der schönen Momente des Lebens

Der evangelische Pfarrer, Liedermacher und Buchautor Clemens Bittlinger ist schon seit vielen Jahren eine feste Größe in der evangelischen Musikwelt. Der Titel seines neuen Albums „Bleibe in Verbindung“ bezieht sich auf zwischenmenschliche Beziehungen. Es geht um Vertrauen und darum, mit anderen die glücklichen Momente des Lebens zu genießen. Der Liedermacher greift auch aktuelle politische Themen auf und schreckt vor Gesellschaftskritik nicht zurück. | **TOBIAS SCHNEIDER**

Clemens Bittlinger: „Bleibe in Verbindung“, Gerth Medien, 15 Euro, EAN 4029856487090



Ein weiteres Lobpreis-Album

Zehn Songs unter dem Titel „Loben“ präsentiert Musiker Daniel Harter zusammen mit Katja Zimmermann auf seinem neuen Album. Es ist die neue CD zum Wiedenester „Loben“-Liederbuch und daher bereits die dritte in dieser Formation. Zu hören sind deutschsprachige Lobpreislieder. Manche sind mit einem leichten Elektro-Sound angehaucht, andere klingen fast wie Pop-Songs. Einige sind sehr langsam und hören sich fast wie eine Meditation an, zum Beispiel „Nimm mein Herz, Herr“. Gemein ist allen Liedern, dass sie eingängig sind und man die Texte leicht mitsingen kann – perfekt also zum Beispiel für den Lobpreis in der Gemeinde. Wirklich neuartig oder überraschend sind die Songs allerdings nicht. Auch viel geistliche Tiefe wird nicht geboten. Wer aber einfach „loben“ will, für den bietet Harter hier die richtigen Songs an. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Daniel Harter und Katja Zimmermann, „Loben Vol. 3“, SCM, 14,99 Euro, EAN 0783591099997



Wenn nur Kapitel zehn nicht wär

Ulrich Parzany's Buch „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ ist informativ, inspirierend und im Tonfall zwar mahnend, aber nicht nörgelig. Leser dieses Werkes wissen am Ende „mehr“, denn Parzany bringt seine umfangreichen Kenntnisse verständlich aufs Papier. Thema ist natürlich – wie sollte es bei dem streitbaren älteren Herrn und früheren proChrist-Evangelisten anders sein – seine Sorge um tiefgreifende Umbrüche in Kirche und Gesellschaft. Die konsequente Ausrichtung auf die Bibel ist bei allen Überlegungen sein Maßstab. Leser, die mit den Publikationen Parzany's vertraut sind, können das zehnte Kapitel ruhigen Gewissens auslassen: Seine Ansichten zum Thema Homosexualität sind altbekannt. | **STEFANIE RAMSPERGER**

Ulrich Parzany: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Ein Appell zum mutigen Bekenntnis“, SCM Hänssler, 185 Seiten, 16,99 Euro, ISBN 9783775158831

Mutmacher für den Glauben



„Doch! Glaube – und damit Gott – begegnet uns einfach überall.“ Das möchte Yvonne Willicks mit ihrem Buch all jenen erwidern, die sagen: „Kirche? Aus dem Verein bin ich ausgetreten. Ich hab mit all dem nichts am Hut.“ Normalerweise moderiert die katholische Christin die WDR-Sendungen „Hausaltscheck“ und „Servicezeit“. Nun sei es an der Zeit, auch über ihren Glauben zu reden. Ihr Buch ist eine gelungene Aufforderung, einen Neustart im Glauben zu wagen und sich auf Gott zu verlassen. Die Berichte aus ihrem Leben wirken authentisch. Sie zeigen, wie Gott ihr in verschiedenen Situationen Mut gegeben und ihr geholfen hat, sich auf Neues einzustellen. Um ihre Argumente zu erklären, benutzt sie keine frommen Floskeln, sondern eine allgemeinverständliche Sprache. Es fehlt allerdings ein Hinweis darauf, dass Glauben auch ein Ziel hat: nämlich die Ewigkeit bei Gott. Auch um Jesus und die Bedeutung seines Todes und der Auferstehung für die Menschen geht es nicht. | **TOBIAS SCHNEIDER**

Yvonne Willicks: „Glaube ganz einfach. Wie Gott uns überall begegnet. Eine persönliche Spurensuche“, Adeo, 191 Seiten, 16 Euro, ISBN 9783863342128



Integrationspolitik ohne Scheuklappen

Wenn Ahmad Mansour ein Buch über Integration schreibt, dann ist das nicht das Werk eines Wissenschaftlers im Elfenbeinturm, sondern auch ein Erfahrungsbericht von einem, der selbst weiß, wie es sich für einen Migranten anfühlt, in Deutschland anzukommen – oder auch nicht anzukommen. Im Buch „Klartext zur Integration“ liefert Mansour genau das: eine schonungslose Bestandsaufnahme eines Bereichs der Gesellschaft, den die Politik jahrzehntelang vernachlässigt hat. Wer nun aber sofort an Migranten- und Islamschelte denkt, wird sich wundern. Denn Mansour übt nicht nur Kritik an der Integrationsverweigerung vieler, vor allem arabischstämmiger Migranten, sondern auch an der deutschen Mehrheitsgesellschaft, die es Migranten oft nicht leicht macht. Wer Mansours Erfahrungen mit muslimischen Migranten und deutschen Behörden ernst nimmt – und es gibt keinen Grund, das nicht zu tun –, für den sind dessen Forderungen nichts als logisch. Es ist zu wünschen, dass „Klartext zur Integration“ auch den Weg auf die Schreibtische politischer Entscheidungsträger findet. | **NICOLAI FRANZ**

Ahmad Mansour: „Klartext zur Integration: Gegen falsche Toleranz und Panikmache“, S. Fischer, 303 Seiten, 20 Euro, ISBN 9783103973877



Moderner Gospel mit Tiefgang

„Timo Böcking & Friends“ – das bedeutet moderne Gospelmusik mit tiefgehenden Texten. Das zweite Album der Gruppe heißt „Keep Going“ und versteht sich als Mutmacher, sich auf Gottes Liebe zu verlassen. Manche Lieder sind Gebete, andere zeugen von Gottes Größe und davon, wie er Menschen hilft. Die aus vier Sängerinnen und Sängern bestehende Band beherrscht ein Spektrum von sanften bis stimmungsvollen Klängen, ausdrucksstarken Balladen und temperamentvollen Gospel- und Soulstücken. Der Pianist Timo Böcking spielt nicht nur klassisches Klavier, sondern sorgt mit einer Hammond-Orgel und einem Synthesizer für musikalische Abwechslung. Die schwungvollen Lieder, die stellenweise an Keith Green erinnern, laden zum Mitsingen, Entspannen und Anbeten ein. | **TOBIAS SCHNEIDER**

Timo Böcking & Friends: „Keep Going“, Timo Böcking, 14,95 Euro, erhältlich unter shop.timoboeking.de



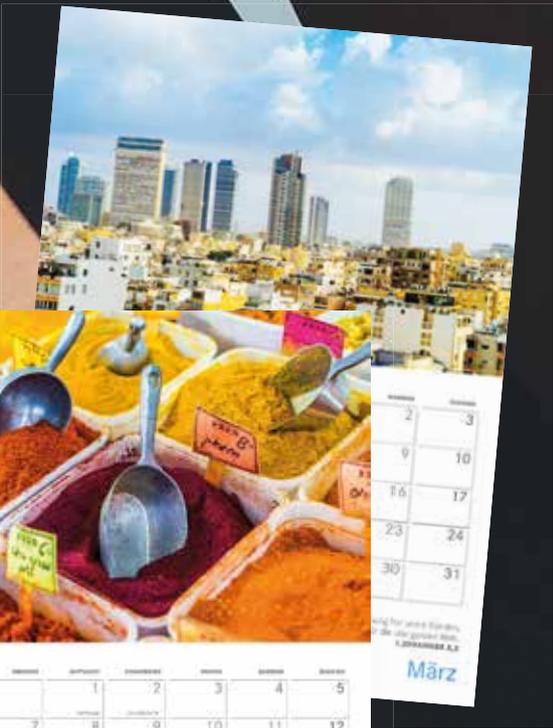
Jetzt bestellen!



Israel2019 classic

9,00 €

zzgl. Versand



Der Israelnetz-Kalender „classic“ zeigt bekannte und interessante Motive aus dem Heiligen Land. Das praktische Kalendarium enthält neben den christlichen und gesetzlichen Feiertagen auch die jüdischen Festtage mit einer Erklärung.

Der Israelnetz „classic“ Wandkalender hat ein Format von 48 x 34 cm, ist auf hochwertigem Papier gedruckt und exklusiv bei Israelnetz erhältlich.

Bestellen Sie per
Telefon (0 64 41) 9 1 5 1 5 2
 oder auf **israelnetz.com**